

AP

Diversität und Studienerfolg

Studienrelevante Heterogenitätsmerkmale an
Universitäten und Fachhochschulen und ihr Einfluss
auf den Studienerfolg - eine quantitative Untersuchung

Ronny Röwert
Wencke Lah
Katharina Dahms
Dr. Christian Berthold
Thimo von Stuckrad

CHE gemeinnütziges Centrum für Hochschulentwicklung
Verler Straße 6
D-33332 Gütersloh

Telefon: ++49 (0) 5241 97 61 0

Telefax: ++49 (0) 5241 9761 40

E-Mail: info@che.de

Internet: www.che.de

ISSN 1862-7188
ISBN 978-3-941927-84-1

Diversität und Studienerfolg

Studienrelevante Heterogenitätsmerkmale an Universitäten und Fachhochschulen und ihr Einfluss auf den Studienerfolg – eine quantitative Untersuchung

Ronny Röwert

Wencke Lah

Katharina Dahms

Dr. Christian Berthold

Thimo von Stuckrad

Zusammenfassung

Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung ist die Annahme, dass im Zuge der stark gestiegenen Studierendenzahlen, höhere Übertrittsquoten zwischen Schule und Hochschule und dem übergreifenden Trend zu höheren Akademisierungsquoten auch die Vielfalt der Studierendenschaft in den letzten Jahren stark zugenommen hat. Neben den „traditionellen“ Studierenden, wie allgemein diejenigen Studierenden bezeichnet werden, die direkt nach dem Abitur an die Hochschule kommen, studierte Eltern haben und sich keine Sorgen um die Finanzierung ihres Studiums machen müssen, strömen zunehmend auch Menschen an die Hochschulen, die neben dem Beruf studieren, Kinder haben oder aus nicht-akademischen Elternhäusern stammen.

Die Diskussion um diese Diversitätsmerkmale findet bereits in der Öffentlichkeit statt und die Hochschulen verstärken entsprechende Integrationsmaßnahmen, jedoch liegt der Fokus in der Literatur und im öffentlichen Diskurs sehr stark auf einzelnen, eher konventionellen Heterogenitätsmerkmalen und damit wird die Komplexität des Einflusses und der Wechselwirkung zentraler soziodemographischer Merkmale auf den Studienerfolg nur unzureichend erfasst.

Mit diesem Beitrag sollen diese identifizierten Defizite in der Beschäftigung mit dem Thema Heterogenität sowohl in der Literatur als auch in der Öffentlichkeit durch neue Analysen aus dem CHE-QUEST-Ansatz adressiert und in Bezug auf hochschultypenspezifische Phänomene (Universitäten vs. Fachhochschulen) empirisch aufgeklärt werden. Ziel der Studie ist es zu klären, ob und inwiefern Diversitätsmerkmale mit der Variable Hochschultyp variieren und wie die Verteilung dieser Merkmale den entscheidenden Prädiktor für Studienerfolg, nämlich die soziale Adaption an das Umfeld Hochschule, beeinflusst. Als Datengrundlage werden alle bisherigen Erhebungen im Rahmen des CHE-QUEST-Tools herangezogen, das bisher an insgesamt 28 Hochschulen zum Einsatz kam. QUEST wurde entwickelt, um die Studienerfolgswahrscheinlichkeit einzelner Studierender anhand der Adaption an das System Hochschule psychometrisch zu erfassen. Durch die zusätzliche Erhebung weiterer soziodemographischer Merkmale lassen sich dann Aussagen zum Studienerfolg auf Basis von Studierendengruppen treffen, die in der Konsequenz helfen, systematisch Risikofaktoren abzubilden.

Im Ergebnis kann empirisch abgesichert gezeigt werden, dass und inwiefern Heterogenitätsmerkmale in der Studierendenschaft die Adaption an das Studium und damit den Studienerfolg beeinflussen. Heterogenität verstehen wir als Abweichung von einem unterstellten Normtypus der Studierenden an Universitäten und an Fachhochschulen, an dem die Gestaltung von Studien- und Unterstützungsangeboten an beiden Hochschultypen implizit orientiert ist. In der vorliegenden Auswertung konzentrieren wir uns dabei auf die Daten zur sozialen Integration, deren hoher Einfluss auf den Studienerfolg vielfach belegt ist.

Übergreifend lässt sich feststellen, dass sowohl mit Blick auf hochschultypenspezifische wie merkmalspezifische Unterschiede in der sozialen Adaption zu finden sind. Studierende an Fachhochschulen sind sozial besser adaptiert als an Universitäten. Der Unterschied in der sozialen Adaption mag mit den besonderen Bedingungen an Fachhochschulen zusammenhängen (kleine Gruppen und dadurch engerer Austausch mit Kommiliton(inn)en und Lehrenden, profilierte Fächer, Anwendungsbezug). Er markiert aber auch Handlungsoptionen für die Universitäten, die über eine Verbesserung der sozialen Adaption einen Hebel zur Erhöhung des Studienerfolgs gewinnen können. Für die Universitäten sowie Fachhochschulen lässt sich gleichermaßen festhalten, dass sich die akademische Qualifikation der Eltern positiv mit der sozialen Adaption und der Studienerfolgswahrscheinlichkeit zusammenhängt.

Zudem stellen wir eine messbare Diskrepanz – gleichermaßen an Universitäten wie Fachhochschulen – bezüglich der Auswirkungen des Merkmals Migrationshintergrund auf die soziale Adaption fest. Die Prävalenz eines Migrationshintergrundes spielt bei der sozialen Adaption an das Umfeld Hochschule eine nachweisbar negative Rolle. Als ein alarmierender Befund muss zudem gelten, dass die soziale Adaption der Studierenden mit gesundheitlichen Einschränkungen deutlich schlechter gelingt und dies an beiden Hochschultypen – immerhin mit Auswirkungen auf ca. 10 Prozent der Studierenden mit entsprechenden Merkmalen. Studierende mit Kind weisen wie zu erwarten auch Defizite bei der sozialen Adaption auf. Entgegen verbreiteter Hypothesen sind Studierende ohne Abitur in ähnlichem Maße an beiden Hochschultypen schlechter sozial adaptiert. Gleichzeitig geht von eher nicht-traditionellen Qualifikationsprofilen wie dem Abschluss einer Ausbildung an Fachhochschulen weniger Adaptionsdruck als erwartet aus.

Abschließend wurde eine exemplarische Kombinationsanalyse mit drei den öffentlichen Diskurs um Diskriminierung und Heterogenität an Hochschulen dominierenden soziodemographischen Merkmalen vorgenommen (familiärer Bildungshintergrund, Migrationshintergrund und Geschlecht). Dabei zeigte sich, dass die Effekte dieser Merkmale sich empirisch überlagern und gegenseitig verstärken (Intersektionalität), und dies unabhängig vom Hochschultyp. Dies bedeutet, dass gerade eine Kombination dieser Merkmale zu besonderem Beratungs- und Betreuungsbedarf durch die Hochschule führt.

Während diese Zusammenhänge zwischen Heterogenitätsmerkmalen bzw. -merkmalskombinationen und Studienerfolg auf der Basis dieser QUEST-basierten Befunde hochschultypenspezifische Generalisierungen erlauben, muss die Entwicklung von zielgerichteten und effizienten Strategien an einzelnen Hochschulen unbedingt die Ausprägung von Heterogenitätsmerkmalen und -kombinationen an der jeweiligen Hochschule erheben und berücksichtigen. Hier lassen sich also keine universal gültigen Vorschläge formulieren, wie Hochschulen auf diese Herausforderungen reagieren können, dazu müssen jeweils spezifische, empirisch basierte Konzepte entworfen werden.

Inhaltsverzeichnis

1	Hintergrund, Gegenstand und Ziel des Projekts.....	5
2	Bisherige empirische Auseinandersetzung mit hochschultypenspezifischer Heterogenität.....	9
3	Die studienerefolgsrelevante Heterogenität der Studierenden	13
3.1	Die Bedeutung der sozialen Adaption für den Studienerfolg	13
3.2	Der QUEST-Ansatz	14
4	Zusammensetzung der Studierenden nach Hochschultypen: deskriptive Ergebnisse	19
5	Empirische Untersuchung zum Zusammenhang von Diversität und Studienerfolg	25
5.1	Mittelwertbasierter Vergleich der Heterogenitätsmerkmale im Zusammenhang mit der Studienerfolgswahrscheinlichkeit	25
5.2	Die Einflussstärken der Heterogenitätsmerkmale	33
5.3	Intersektion der Merkmale Bildungsherkunft, Migrationshintergrund und Geschlecht	35
6	Ergebnisse und Schlussfolgerungen.....	38
7	Literaturverzeichnis.....	42
8	Anhang.....	44

Tabellenverzeichnis

<i>Tabelle 1: Operationalisierung der erhobenen Heterogenitätsmerkmale in QUEST.....</i>	<i>17</i>
<i>Tabelle 2: Vergleich zwischen der 20. Sozialerhebung und QUEST: Angaben in Prozent.....</i>	<i>18</i>
<i>Tabelle 3: Art der Hochschulzugangsberechtigung der Befragten im QUEST-Sample</i>	<i>22</i>
<i>Tabelle 4: Soziale Adaption an die Hochschule nach Merkmal an Universitäten</i>	<i>33</i>
<i>Tabelle 5: Soziale Adaption an die Hochschule nach Merkmal an Fachhochschulen</i>	<i>34</i>
<i>Tabelle 6: Soziale Adaption: Universitäten</i>	<i>36</i>
<i>Tabelle 7: Soziale Adaption: Fachhochschulen</i>	<i>36</i>
<i>Tabelle 8: Betrachtung der Herkunft der Studierenden: Anteile in Prozent</i>	<i>44</i>
<i>Tabelle 9: Merkmalsbasierter Mittelwertvergleich nach Hochschultypen</i>	<i>45</i>
<i>Tabelle 10: Deskriptive Verteilung Studierender mit Heterogenitätsmerkmalen an Fachhochschulen in Prozent.....</i>	<i>48</i>
<i>Tabelle 11: Deskriptive Verteilung Studierender mit Heterogenitätsmerkmalen an Universitäten in Prozent.....</i>	<i>48</i>

Abbildungsverzeichnis

<i>Abbildung 1: Für die Analyse ausgewählte Heterogenitätsmerkmale.....</i>	<i>8</i>
<i>Abbildung 2: Der „Bildungstrichter“ als empirische Abbildung der sozialen Selektion bei der Bildungsbeteiligung</i>	<i>11</i>
<i>Abbildung 3: Die untersuchten QUEST-Elemente und die Bedeutung hoher Werte</i>	<i>16</i>
<i>Abbildung 4: Soziale Adaption Studierender nach Hochschulart</i>	<i>26</i>
<i>Abbildung 5: Soziale Adaption Studierender mit und ohne Migrationshintergrund an die Hochschule.....</i>	<i>27</i>
<i>Abbildung 6: Soziale Adaption Studierender mit und ohne akademischen Bildungshintergrund an die Hochschule.....</i>	<i>27</i>
<i>Abbildung 7: Soziale Adaption weiblicher und männlicher Studierender an die Hochschule.....</i>	<i>28</i>
<i>Abbildung 8: Soziale Adaption Studierender mit und ohne abgeschlossener Berufsausbildung an die Hochschule.....</i>	<i>29</i>
<i>Abbildung 9: Adaption Studierender, die einer Erwerbstätigkeit nachgehen an die Hochschule.....</i>	<i>29</i>
<i>Abbildung 10: Soziale Adaption Studierender mit eigenem Kind an die Hochschule</i>	<i>30</i>
<i>Abbildung 11: Soziale Adaption Studierender mit gesundheitlicher Einschränkung an die Hochschule.....</i>	<i>31</i>
<i>Abbildung 12: Soziale Adaption Studierender ohne Abitur an die Hochschule.....</i>	<i>31</i>
<i>Abbildung 13: Soziale Adaption Studierender an die Hochschule nach Note der Hochschulzugangsberechtigung.....</i>	<i>46</i>
<i>Abbildung 14: Soziale Adaption Studierender an die Hochschule, die BAföG erhalten.....</i>	<i>46</i>
<i>Abbildung 15: Soziale Adaption arbeitender Studierender an die Hochschule.....</i>	<i>47</i>
<i>Abbildung 16: Soziale Adaption Studierender an die Hochschule danach, ob der Hochschulort der ersten Wahl entspricht</i>	<i>47</i>

1 Hintergrund, Gegenstand und Ziel des Projekts

Im Zuge der stark gestiegenen Studierendenzahlen, höherer Übertrittsquoten zwischen Schule und Hochschule und dem übergreifenden Trend zu höheren Akademisierungsquoten – in dem das Studium de facto zum Normalfall wird – ist auch die Anzahl der sogenannten nicht-traditionellen Studierenden in den letzten Jahren stark gestiegen. Als „traditionelle“ Studierende können gemeinhin finanziell abgesicherte Vollzeitstudierende aus akademischem Elternhaus bezeichnet werden. Zunehmend jedoch kommen Studierende mit ganz unterschiedlichen Zugangsvoraussetzungen, sowie sozioökonomischen und biografischen Hintergründen an die Hochschulen. Diese individuellen Hintergründe wirken sich – so die These, die dieser Studie zugrunde liegt – in unterschiedlicher Weise auf den Studienverlauf und Studienerfolg aus. Aus früheren Untersuchungen wissen wir, dass alleinerziehende Mütter und Väter beispielsweise eher infrastrukturelle Unterstützung benötigen, während Studierende aus nicht-akademischem Elternhaus eher Defizite mit Bezug auf die Adaption an das soziale Umfeld der Hochschule und den akademischen Habitus aufweisen (Knauf 2013).

Die Heterogenität bzw. Diversität der Studierendenschaft und ihre Auswirkungen auf Studium und Hochschulen sind Gegenstand zahlreicher von den Hochschulen und außeruniversitären Akteuren durchgeführter Studien und Evaluationen (ebd.). Meist werden dabei einzelne Gruppen von Studierenden oder bestimmte von dem Normtypus der „traditionellen Studierenden“ abweichende Merkmalsausprägungen betrachtet: Studierende ohne akademischen Familienhintergrund, mit Pflegeverantwortung, ohne Abitur, mit Migrationshintergrund, ältere Studierende oder Studierende mit gesundheitlichen Einschränkungen. Allerdings definieren diese Merkmale oder Gruppenzugehörigkeiten keinen dominierenden neuen Studierendentypus. Vielmehr bilden sich heterogene, teilweise mit Bezug auf diese Merkmale überschneidende Gruppen mit ganz unterschiedlichen Bildungsbiografien und Bedürfnissen, denen die Hochschulen jeweils mit unterschiedlichen Angeboten und Unterstützungen gerecht werden müssen. Dies gilt auch deshalb, weil die Merkmale selbst in sich eine hohe Diversität aufweisen.

Grundlage für viele entsprechende Maßnahmen an deutschen Hochschulen bilden die Antidiskriminierungsrichtlinien der Europäischen Union sowie das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG) in Deutschland, das eine Benachteiligung aufgrund von ethnischer Herkunft, Geschlecht, Religion bzw. Weltanschauung, Alter, Behinderung oder sexueller Orientierung ausschließt. Gesetzlich bindend ist dies jedoch nur für die Hochschule als Arbeitgeber, nicht jedoch für den Umgang mit Studierenden. Maßnahmen der Hochschulen zur Förderung unterrepräsentierter oder benachteiligter Gruppen orientieren sich oftmals dennoch an den AGG-Kriterien. Eine derartige Orientierung reifiziert bestimmte Merkmale als Gruppenmerkmale und verstellt den Blick auf die Binnenheterogenität nicht-traditioneller Studierendengruppen.

Bisherige empirische Betrachtungen der hier referierten Phänomene blicken in der Regel nur auf die Zusammensetzung der Studierendenschaft mit Bezug auf die verschiedenen Merkmale der Diversität (also den *access*), nicht jedoch auf den Einfluss dieser Merkmale auf die Integration in das System bzw. Umfeld Hochschule und damit die spätere Studienerfolgswahrscheinlichkeit (*success*) – auch werden letztere Fragen nur selten mit Blick auf Unterschiede zwischen verschiedenen Hochschultypen (Universitäten und Fachhochschulen) diskutiert. Zudem wird oft außer Acht gelassen, dass formale Unterschiede (wie die Art der Hochschulzugangsberechtigung) und individuelle Dispositionen (gesundheitliche Einschränkungen, Haltungen, Motivationen etc.) durch vielfältige äußere Rahmenbedingungen (so dürfen BAföG-Empfänger(innen) z.B. die Regelstudienzeit nur geringfügig überschreiten) eingefasst sind. Auf diese

hohe Binnendifferenzierung oder ‚Heterogenität der Vielfalt‘ von Gruppen nicht-traditioneller Studierender können die Hochschulen systematisch nur stark eingeschränkt reagieren: einer breitgefächerten Mischung aus Bedürfnissen und Ansprüchen nicht-traditioneller Studierender, die sich nicht zu einer zeitlich stabilen Gruppe aggregieren lässt, kann letztlich nur durch eine Individualisierung des Leistungs- und Unterstützungsangebots entsprochen werden, die wiederum ressourcenintensiv (Zeit, Geld, Flexibilität) ist. Daher haben Hochschulen ein strategisches Interesse an zwei Fragen:

1. Wie wirken sich Diversitätsmerkmale systematisch auf den Studienerfolg aus, und inwiefern besteht daher welcher Handlungsbedarf?
2. Welche Handlungsoptionen existieren überhaupt, um auf die neue Vielfalt der Studierendenschaft und deren immer stärkere Binnenheterogenität in zweckmäßiger Weise zu reagieren?

Die zweite Frage schließt auch Überlegungen dazu ein, ob und inwiefern nicht-traditionelle Studierende entweder durch differente Behandlung oder durch differenzierte Maßnahmen für eine verbesserte Integration unterstützt werden können.

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass der aktuelle Diskurs zur zunehmenden Diversität der Studierenden an deutschen Hochschulen folgende Beschränkungen aufweist:

- Heterogenität wird bislang weitgehend anhand eher konventioneller und eindimensionaler Kriterien und Merkmale wie Geschlecht, Alter oder Migrationsstatus beschrieben.
- Die Analyse von Heterogenität beschränkt sich vielfach auf den Eintritt und die diskriminierende Wirkung bestimmter soziodemographischer Merkmale auf den Hochschulzugang sowie die Zusammensetzung der Studierendenschaft. Der Zusammenhang zwischen untypischen soziodemographischen Merkmalen und dem Studienerfolg wird in der Regel nicht betrachtet.
- Es besteht ein Mangel an empirischen Untersuchungen und gesicherten Daten sowohl hinsichtlich der Prävalenz spezifischer Diversitätsmerkmale und Merkmalskonstellationen als auch des Zusammenhangs von Heterogenität und Studienerfolg an verschiedenen Hochschultypen.
- Kumulative Heterogenitätskonstellationen, d.h. die multiple Diskriminierung aufgrund der Überlagerung mehrerer Heterogenitätsmerkmale (z.B. Studierende mit Migrationshintergrund und Behinderung) und der daraus resultierenden häufig verstärkenden Benachteiligung (Intersektionalität) werden meist vernachlässigt.

Ziel der vorliegenden Studie ist es, diese identifizierten Defizite in der Beschäftigung mit dem Thema Heterogenität sowohl in der Literatur wie auch in der Öffentlichkeit durch neue Analysen aus dem CHE-QUEST-Ansatz¹ zu adressieren und in Bezug auf hochschultypenspezifische Phänomene (Universitäten vs. Fachhochschulen) empirisch aufzuklären. Es soll also gezeigt werden, ob und inwiefern Diversitätsmerkmale mit der Variable Hochschultyp variieren und wie die Verteilung dieser Merkmale die soziale Adaption an das System Hochschule und damit den Studienerfolg beeinflusst.

Die Kernfragen, die diese Studie beantworten will, lauten daher:

¹ Vgl. 20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes (Middendorff et al. 2013) sowie: <http://www.che-consult.de/services/quest/> - nachfolgend QUEST genannt, wird unten ausführlich vorgestellt.

1. Wie verteilen sich verschiedene Gruppen „nicht-traditioneller“ Studierender auf verschiedene Hochschultypen?
2. Welche Aussagen lassen sich auf der Grundlage vorliegender empirischer Daten zum Zusammenhang von verschiedenen Diversitätsmerkmalen und der sozialen Adaption und somit auf den Studienerfolg mit Blick auf unterschiedliche Hochschultypen treffen?
3. Welche spezifischen strategischen Optionen im Umgang mit der Diversität der Studierenden resultieren daraus für Hochschulen, ggf. nach verschiedenen Hochschulprofilen?

Dabei *definieren* wir für diese Untersuchung *Heterogenität* als *auf bestimmte soziodemographische und psychometrische Merkmale bezogene Abweichungen von einem unterstellten Normtypus der Studierenden*. Die Heterogenität der Studierendenschaft einer Hochschule bemisst sich demgemäß daran, inwiefern und in welchem Maße sie mit Bezug auf grundlegende Merkmale von einem unterstellten Normtypus abweicht. Gleichzeitig nehmen wir an, dass Studiengänge, Prüfungsordnungen, Didaktik und Unterstützungsangebote an Universitäten und Fachhochschulen mit Bezug auf bestimmte allgemeingültige idealtypische Merkmalskonstellationen zugeschnitten und – aufgrund mangelnder Detailinformation und Ressourcenoptimierung – notwendigerweise standardisiert sind. Werden Abweichungen von diesen idealtypischen Ausprägungen sichtbar und kann gezeigt werden, dass diese Abweichungen für den Studienerfolg der Studierenden relevant sind, so muss danach gefragt werden, wie Hochschulen auf diesen Heterogenitätsbefund reagieren können. Die vorgenannten Leitfragen unserer Untersuchung bezwecken, Heterogenität mit Bezug auf grundlegende soziodemographische und psychometrische Merkmale und deren Varianz zwischen den Hochschultypen Universität und Fachhochschule systematisch zu beschreiben. Dies ist zweckmäßig, weil beide Hochschultypen in ihrer Angebotsgestaltung verschiedene Normtypen der Studierenden unterstellen. Vor diesem Hintergrund kann die Frage gestellt werden, welcher der beiden Hochschultypen sich angesichts der übergreifenden Entwicklungen einem stärkeren Adaptiondruck ausgesetzt sieht (gestiegene Studierneigung, den sich daraus ergebenden „Normalfall Hochschulbildung“ (vgl. Dräger et al. 2014) und der wiederum daraus resultierenden Zunahme an Vielfalt und Binnendifferenzierung der Studierendenschaft an deutschen Hochschulen).

Um die Leitfragen zu beantworten, konzentrieren wir uns in der vorliegenden Studie auf ausgewählte, auch in der bisherigen Literatur sowie der politischen Diskussion im Vordergrund stehende, zentrale Heterogenitätsmerkmale. Die Konzentration auf wenige zentrale Merkmale entspricht einer bewusst pragmatischen Reduktion der Komplexität des Heterogenitätsverständnisses, weil so persönliche Individualitätsdimensionen wie Motivation, Haltung, Interessen etc. näherungsweise anhand weniger Indikatoren erfasst werden können. Insofern verfolgt die vorliegende Studie eine erste Annäherung an den Zusammenhang von Heterogenität und Studienerfolg im Vergleich verschiedener Hochschultypen. Der CHE-QUEST-Ansatz sowie der QUEST-Datensatz generieren im soziometrischen Fragebogenteil Informationen zu persönlichen Merkmalen und Lebensrealitäten entlang einer großen Vielzahl von Indikatoren, die sich aber weitgehend auf ausgewählte Heterogenitätsmerkmale beziehen lassen.

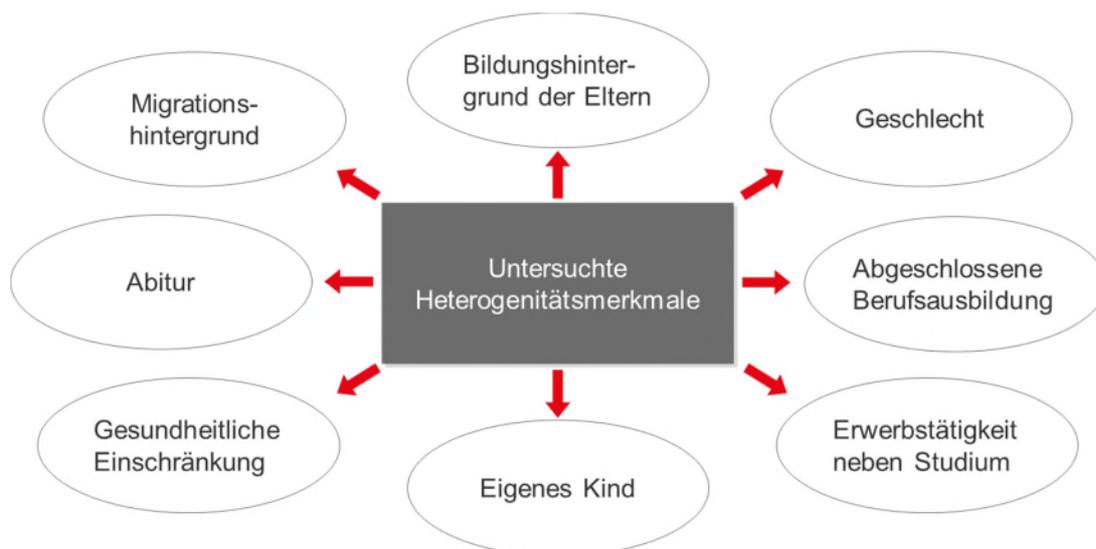
Bei der Auswahl der in diesem Beitrag untersuchten Merkmale wurden, neben dem Kriterium der Relevanz für den Studienerfolg, zwei weitere Entscheidungskriterien zugrunde gelegt. Zum einen wurden solche Merkmale ausgewählt, die eine hohe Zeitstabilität aufweisen, und damit strukturell keinen starken Schwankungen unterliegen. Dieses Kriterium wurde gewählt, damit solche Handlungsoptionen und Reaktionsstrategien für Hochschulen vorgeschlagen und diskutiert werden können, die selbst strukturell nachhaltig angelegt und nicht nur punktuell für

einen kleineren Adressat(inn)enkreis konzipiert sind. Zum anderen wurde darauf geachtet, dass die Hochschulen mit ihren Maßnahmen und Unterstützungsangeboten möglichst direkt die Bedarfe adressieren können, die aus den Studienerfolg beeinflussenden Merkmalsausprägungen resultieren.

Auf der für die vorliegende Untersuchung gewählten Aggregationsebene eines systematischen Vergleichs der Verteilung von Diversitätsmerkmalen zwischen Hochschultypen ist es folglich zweckmäßig, solche Merkmale einzubeziehen, die als allgemeine Ansatzpunkte für ein studierendenbezogenes Diversitätsmanagement zur Verbesserung der Adaptionssituation heranzuziehen sind. Gleichwohl wird an einigen Stellen auf die möglichen Wirkungen komplexerer Merkmalskonstellationen zum Zwecke der Illustration eingegangen. Darüber hinaus bietet der QUEST-Datensatz die Möglichkeit, über die acht von uns ausgewählten Heterogenitätsmerkmale hinaus auch zusätzliche Informationen einzubeziehen, wie beispielsweise die Fragen, ob Studierende an der Hochschule ihrer ersten Wahl immatrikuliert sind, mit welcher Gesamtnote die Studienberechtigung erworben wurde oder welcher religiöse Hintergrund vorliegt. Diese Merkmale können selbst den Studienerfolg nur eingeschränkt erklären, liefern aber interessante Informationen für eine komplexere Betrachtung des Studienerfolgs nicht-traditioneller Studierender. Diese weitergehenden Schritte sind jedoch nicht Gegenstand der Untersuchungen dieses Papiers – hier kann auf den *Diversity-Report* verwiesen werden (Berthold und Leichsenring 2012). Weiterhin betonen wir hier konzeptionell, dass ein Vergleich auf Systemebene (Hochschultypen) zwar abstrakte Hinweise auf Handlungsoptionen für Hochschulen liefern kann, eine distinkte Erhebung und Untersuchung spezifischer Heterogenitätskonstellationen in einer spezifischen Hochschule jedoch nicht ersetzt.

Für die vergleichende Analyse der Zusammenhänge zwischen der Heterogenität der Studierenden und ihrem jeweiligen Studienerfolg nach Hochschultypen werden die folgenden acht Merkmale untersucht. Eine die Reichweite des Analyseinstruments illustrierende Untersuchung weiterer Merkmale findet sich im Anhang.

Abbildung 1: Für die Analyse ausgewählte Heterogenitätsmerkmale



Dabei wird zunächst ein Überblick über die Datengrundlagen gegeben. Darauf basierend wird anhand der CHE-QUEST-Daten auf die jeweilige merkmalspezifische Verteilung, studienerefolgsrelevante Wirkung sowie intersektionale Bedeutung ausgewählter Merkmale in einem Vergleich der Hochschultypen eingegangen.

2 Bisherige empirische Auseinandersetzung mit hochschultypenspezifischer Heterogenität

Wie oben beschrieben definieren wir die Heterogenität der Studierenden als empirische Abweichungen der Ausprägung bestimmter personenbezogener Merkmale von solchen Ausprägungen dieser Merkmale, die als für den sozialen Kontext des Lehr-, Lern- und Forschungsgeschehens an deutschen Hochschulen typisch wahrgenommen werden. Der für die Analyse von Heterogenität einer Gruppe erforderliche Vergleichsfall, in dieser Studie also die Gruppe der typischen Studierenden, ist demgemäß eine normative Referenz. Dabei ist zunächst jedoch nicht relevant, ob und inwiefern dieser Studierenden-Normtypus in der tatsächlichen empirischen Zusammensetzung der Studierendenschaft dominant ist. Entscheidend für unsere Untersuchung ist, dass dieser Normtypus das Handeln in der Organisation Hochschule, vor allem die Gestaltung von Studienangeboten, die Verwendung von didaktischen Ansätzen und andere formelle und informelle Regelsysteme, beeinflusst. Vor diesem Hintergrund soll empirisch untersucht werden, ob und inwiefern die Zusammensetzung der Studierendenschaften an Universitäten und Fachhochschulen von diesem Normtypus abweicht, welche Bedeutung diese Abweichung für den Studienerfolg hat und wie allgemein auf diesen Zusammenhang reagiert werden kann.

Wenn nun von einem Anstieg der Heterogenität der Studierendenschaft gesprochen wird, bezieht sich dies auf Veränderungen sowohl der absoluten Zahlen als auch der relativen Zusammensetzung. Weil die Anzahl der Studierenden mit relevanten Heterogenitätsmerkmalen bei nicht steigender Bevölkerungszahl absolut stark wächst und zudem auch der Anteil der Studierenden an der jeweiligen Altersgruppe stark zunimmt (Studierquote), Vielfalt also zum Normalfall wird, steigt auch die Relevanz von Unterstützungsangeboten stetig (Dräger et al. 2014). Die Hochschulen stellen sich dieser Herausforderung bereits vielfach – als ein Defizit lässt sich jedoch feststellen, dass die Förderung zumeist nur an einem einzelnen Heterogenitätsmerkmal ansetzt und nur selten die Kombination mehrerer Heterogenitätsaspekte betrachtet wird. Diese sogenannte intersektionale² Heterogenität wird in der Regel nicht beachtet. In dieser Studie soll u.a. überprüft werden, inwiefern Mehrfachdiskriminierung bzw. intersektionale Heterogenität die Studienerfolgschancen beeinflusst sowie welche Merkmalskombinationen dabei besonders negative Auswirkungen haben.

Aufgrund der unterschiedlichen Bildungsaufträge von Universitäten und Fachhochschulen sowie der Unterschiede in den Zugangsvoraussetzungen und im Fächerspektrum ist anzunehmen, dass an Universitäten und Fachhochschulen jeweils eine unterschiedliche Verteilung von Heterogenitätsmerkmalen beobachtet werden kann. So ist im Sinne eines formal unterstellten Normtypus der Studierenden beispielsweise davon auszugehen, dass Studierende mit abgeschlossener Berufsausbildung oder Berufserfahrung eher an Fachhochschulen studieren. In einem ersten Schritt werden deshalb zunächst Unterschiede zwischen Universitäten und

² Intersektionalität bezeichnet das Vorliegen verschiedener Diskriminierungsmerkmale einer Person. Als Beispiel können Frauen mit Migrationshintergrund genannt werden, die nicht nur Nachteile aufgrund ihres Geschlechts und ihrer Herkunft erfahren können, sondern auch gerade aufgrund des Zusammenspiels beider Merkmale. Gibt es bspw. Förderprogramme für Frauen und für Personen mit Migrationshintergrund, fallen teilweise diejenigen mit beiden Merkmalen aus dem Raster. Vgl. Degele und Winker 2007: „...Dafür hat sich der Begriff Intersektionalität durchgesetzt: Statt die Wirkungen von zwei, drei oder mehr Unterdrückungen lediglich zu addieren (was schon schwer genug ist), betonen die Protagonist(inn)en des Konzepts, dass sie in verwobener Weise auftreten und sich wechselseitig verstärken, abschwächen oder auch verändern können.“

Fachhochschulen in Bezug auf die Verteilung der für diese Untersuchung zentralen Heterogenitätsmerkmale in den Blick genommen.

Zentrale Merkmale der Studierenden in Deutschland

In Deutschland sind 64 Prozent der Studierenden an Universitäten und 33 Prozent an Fachhochschulen immatrikuliert.³ Der Anteil ausländischer Studierender beträgt insgesamt 11,9 Prozent. Ihr Anteil unterscheidet sich jedoch nach Hochschulart: An Universitäten liegt er bei 12,6 Prozent und an Fachhochschulen bei 10,3 Prozent. Das Geschlechterverhältnis liegt allgemein bei 47,8 Prozent Studentinnen zu 52,2 Prozent Studenten. An Universitäten ist der Anteil der weiblichen Studierenden höher (50,9 Prozent), an Fachhochschulen ist es der Anteil der männlichen Studierenden (58,7 Prozent).⁴

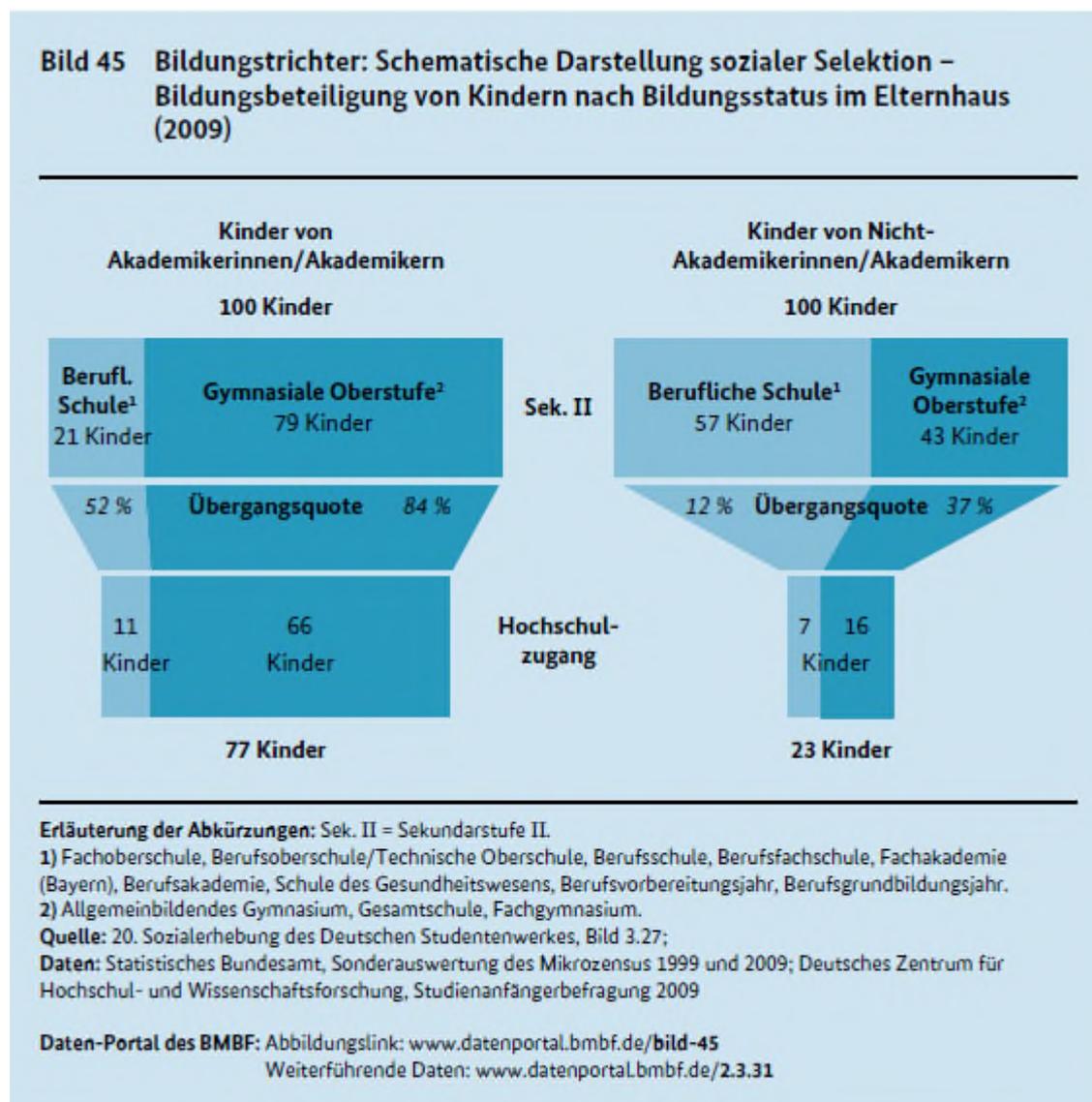
Das deutsche Bildungssystem zeichnet sich durch sein „explicit between-school tracking“, also die Verteilung von Schüler(inne)n auf verschiedene Schullaufbahnen zu Beginn der Sekundarstufe aus und evokiert besonders beim Übergang in die Sekundarstufe frühe langfristige Bildungsentscheidungen (Baumert et al. 2009). Wie die untenstehende Abbildung zeigt, hängt der Bildungsweg in Deutschland dabei stark vom sozialen Hintergrund ab. Demnach schaffen es Kinder von Nicht-Akademiker(inne)n zu einem weitaus geringeren Anteil an die Hochschule. Gleichzeitig wird deutlich, dass die Studierenden, die aus einem Nicht-Akademiker(innen)-Haushalt stammen, zu einem höheren Anteil von beruflichen Schulen kommen.

Die Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes (Middendorff et al. 2013) ist die bekannteste Quelle in Deutschland zu soziodemographischen und sozioökonomischen Heterogenitätsmerkmalen der Studierenden. Insgesamt wurden in der letzten Erhebung (Sommersemester 2012) 15.128 Studierende befragt. Die Sozialerhebung stellt die stark diskrepanten Beteiligungsquoten von Nicht-Akademiker(innen)kindern sowie von Menschen mit Migrationshintergrund am deutschen Hochschulsystem besonders heraus. Die strukturelle Diskriminierung im Zugang zu tertiärer Bildung mit Bezug auf den Familienhintergrund als Heterogenitätsdimension ist im öffentlichen Diskurs besonders präsent. Die Studie zeigt, dass Studierende in Abhängigkeit vom familiären Hintergrund unterschiedliche Voraussetzungen und Eigenschaften mitbringen, wenn sie den tertiären Bildungsweg einschlagen. Diese strukturelle Schieflage wird unter Rückgriff auf den nachfolgend dargestellten „Bildungstrichter“ deutlich (vgl. Abb. 2).

³ 1,3 Prozent entfallen auf Kunsthochschulen, während weitere 1,3 Prozent an Verwaltungshochschulen studieren (destatis: Wintersemester 2014/15).

⁴ Eigene Berechnungen auf Basis des Statistischen Bundesamtes (2015).

Abbildung 2: Der „Bildungstrichter“ als empirische Abbildung der sozialen Selektion bei der Bildungsbeteiligung



Quelle: BMBF 2009

Neben der Frage nach einem akademischen Hintergrund der Familie benennt die Sozialerhebung auch den Migrationshintergrund (23,1 Prozent) und die Frage nach einem eigenen Kind (5 Prozent) als Faktoren, die das Studium und dessen erfolgreichen Abschluss eher negativ beeinflussen. Besonders finanzielle Ressourcen bestimmen demnach oft unmittelbar das Zeitbudget von Studierenden. So unterscheiden sich die Rahmenbedingungen von Studierenden je nachdem, ob sie BAföG erhalten (32 Prozent) und ob sie neben dem Studium arbeiten (63,4 Prozent). Auch gesundheitliche Einschränkungen, die laut Sozialerhebung 13,6 Prozent der Studierenden aufweisen, beeinflussen den Verlauf und den erfolgreichen Abschluss eines Studiums.⁵

⁵ Einen Überblick über die Verteilung der Personen mit Heterogenitätsmerkmalen anhand der verfügbaren Daten der 20. Sozialerhebung im Vergleich zu der Verteilung der Studierenden mit Heterogenitätsmerkmalen in dem von uns untersuchten Sample verschafft Tabelle 2.

Die Daten der Sozialerhebung erlauben zudem einen Vergleich der Prävalenz verschiedener Heterogenitätsmerkmale zwischen Universitäten und Fachhochschulen. Während sich beide Hochschularten bezüglich einiger individueller Merkmale ihrer Studierenden wie Geschlecht, Vorhandensein von Kindern und gesundheitlichen Einschränkungen kaum unterscheiden, sind nach wie vor erhebliche Unterschiede im familiären Hintergrund und Hochschulzugang (Hochschulzugangsberechtigung, Berufsausbildung vor dem Studium) festzustellen. Auch haben Fachhochschulen einen etwas höheren Anteil an Studierenden mit Migrationshintergrund. Dies sind aber in der Sozialerhebung nur Nebenaspekte, da der methodische Ansatz der Sozialerhebung primär auf persönliche Einschätzungen und Wertungen der Studierenden abzielt, die interessante Einblicke in die heterogene Studierendenschaft erlauben. Allerdings können methodische Probleme in Form von sozial erwünschtem Antwortverhalten nicht gut kontrolliert werden.⁶

⁶ Weitere sehr komplexe, aber nur an einigen Hochschulen erhobene Befragungsdaten zur Studiensituation werden im Studierendensurvey (Ramm et al. 2014), einer umfassenden Dauerbeobachtung zur Entwicklung der Studiensituation und der studentischen Orientierung in Deutschland, abgebildet. Diese langfristige Erhebung, durchgeführt von der Arbeitsgruppe Hochschulforschung der Universität Konstanz unter Förderung des BMBF, befragt seit 1982 in der Regel im Abstand von drei Jahren rund 29.000 Studierende an 25 ausgewählten Hochschulen (15 Universitäten und 10 Fachhochschulen).

3 Die studienrelevante Heterogenität der Studierenden

3.1 Die Bedeutung der sozialen Adaption für den Studienerfolg

Die in diesem Papier gestellte Frage nach den Auswirkungen von Heterogenität auf den Studienerfolg geht zurück auf Forschungsarbeiten zum Studienabbruch, die erstmals prominent in den 1970er Jahren in den USA erstellt wurden. Spady (1970) entwickelte ein Modell, in dem er Durkheims Selbstmordtheorie zum Vorbild nahm, die mangelnde soziale Integration in eine Gemeinschaft als einen Prädiktor unter mehreren für eine höhere Selbstmordwahrscheinlichkeit annahm. Analog dazu benannte Spady die soziale Integration in das System Hochschule als den zentralen Faktor für den erfolgreichen Abschluss des Studiums. Andere, teilweise die soziale Integration beeinflussende Faktoren, sind der Familienhintergrund, der das akademische Potenzial und die normative Kongruenz begründet, freundschaftliche Beziehungen und der Leistungserfolg im Studium. Akademisches Potenzial, normative Kongruenz und freundschaftliche Beziehungen beeinflussen wiederum die intellektuelle Weiterentwicklung, welche Voraussetzung für die soziale Integration in der Hochschule ist. Weiterentwickelt wurde das Modell von Tinto (1975), der den Begriff der Integration durch den Begriff der Adaption ersetzte, um darauf hinzuweisen, dass diese auf wechselseitigen Bemühungen der Studierenden und der Hochschule beruht und nicht einseitig auf einer *Anpassung* der Studierenden an die Hochschule. Dies eröffnet die Möglichkeit, durchaus von der Hochschule zu fordern, die soziale Adaption ihrer Studierenden zu unterstützen. Anders als Spady unterscheidet Tinto jedoch soziale und akademische Adaption. Beide Adaptionen werden durch vorhochschulische Erfahrungen (Elternhaus, Schule, individuelle Merkmale) sowie der persönlichen Einstellung (Verpflichtung gegenüber dem Studienziel bzw. Verpflichtung gegenüber der Institution), geprägt.

Tinto greift damit Bourdieus Gruppenzugehörigkeitsbegriff auf (vgl. z.B. Bourdieu 1997): Je nach vorhochschulischer Prägung und Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe verhalten sich Personen im gleichen Sozialraum unterschiedlich. Der Sozialraum Hochschule ist geprägt von einer bestimmten Sprache, einem bestimmten Umgang mit anderen Studierenden und dem Lehrpersonal sowie hohem sozialen, inkorporiert kulturellem und ökonomischem Kapital der meisten der sich in ihm bewegenden Personen. Studierende aus Familien, deren Eltern ebenfalls studiert haben, die ausreichend finanzielle Mittel bereitstellen können, fällt es leichter, sich in diesem Raum zu bewegen, weil sie sich dieses Kapital nicht erst aneignen müssen. Sie beherrschen den Sprachkodex, kennen gesellschaftliche Zusammenhänge und verfügen dadurch über größere Selbstsicherheit, sie kennen also den vorherrschenden Habitus und die entsprechende soziale Grammatik. Personen, die sich in diesem Sozialraum noch nicht selbstverständlich bewegen, fühlen sich insbesondere in den ersten Semestern oft fehl am Platz, die soziale Integration fällt ihnen schwerer und somit letztlich auch das erfolgreiche Studieren.

Diese von Tinto als soziale Adaption bezeichnete Eigenschaft einer Person bestimmt neben der akademischen Adaption den Studienerfolg. Diese Begriffe wurden in der Entwicklung des Messinstruments QUEST (s. nächster Abschnitt) übernommen und in diesem Papier verwendet. Die Attribute, die in QUEST der sozialen Adaption zugesprochen und als Konstrukte empirisch erhoben werden, sind „Unterstützung annehmen“ und „soziale Integration“. Der Faktor „soziale Integration“ beinhaltet dabei von Spady und Tinto genannte Items wie die Interaktion mit Kommiliton(inn)en und Lehrenden. „Unterstützung annehmen“ zielt darauf, dass einerseits

die Studierenden wissen, wo sie Hilfe erhalten können und andererseits auch bereit sind, diese in Anspruch zu nehmen. Laut Spady wird eine erfolgreiche soziale Integration auch durch den individuellen Leistungserfolg befördert. Dieser Befund geht einher mit Bourdieus Sozialraumtheorie. Im Sozialraum Hochschule ist die akademische Leistungsfähigkeit ein wichtiges Attribut, welches die Zugehörigkeit zur Gruppe fördert.

Die individuelle akademische Leistung einer Person soll in dieser Untersuchung jedoch nicht beurteilt werden. Daher konzentrieren wir uns auf die Analyse der sozialen Adaption unter Berücksichtigung von Heterogenitätsmerkmalen unter der Prämisse, dass wiederholtes Üben und Unterstützung seitens der Hochschule letztendlich dazu führen kann, diesen Unterschied in den Startbedingungen für das Studium zu verringern (Bourdieu 1997).

In einer der bisher umfassendsten quantitativ-empirischen Untersuchungen zum Phänomen Studienabbruch identifizieren Heublein et al. (2009) genau diese soziale Integration der Studierenden in die Hochschule neben weiteren Faktoren als eine wesentliche Einflussgröße. Hochschultypenspezifisch zeigt sich, dass die soziale Integration an Fachhochschulen besser gelingt als an Universitäten. Eine differenzierte Darstellung des Einflusses der einschlägigen Diversity-Merkmale wie Bildungshintergrund, Geschlecht oder Migrationshintergrund auf die soziale Integration und somit auf die Studienerfolgswahrscheinlichkeit erfolgt dort jedoch nicht. Mit anderen Worten: Wenn die soziale Adaption neben der akademischen einen maßgeblichen Einfluss auf den Studienerfolg hat und wenn empirische Daten sogar dafür sprechen, dass Studienabbruch sogar besonders stark von der (misslingenden) sozialen Integration beeinflusst wird, dann lohnt es sich, vorhandene Daten daraufhin auszuwerten, welche soziokulturellen und -biographischen Merkmale im positiven Zusammenhang mit sozialer Adaption stehen. Das wird im Folgenden unternommen.

3.2 Der QUEST-Ansatz

Die Besonderheit des mit QUEST verfolgten Ansatzes besteht darin, dass ein komplexes Thema wie der Zusammenhang zwischen Heterogenität der Studierenden und Studienerfolg in ein quantitativ auswertbares Format gebracht wird. Vor dem Hintergrund der unübersichtlichen und unvollständigen Studien- und Datenlage wurde QUEST entwickelt, um über die Vielfalt der Studierenden an deutschen Hochschulen empirisch belastbarere Aussagen gewinnen zu können. Dabei wird Vielfalt einerseits auf der Grundlage soziodemographischer Kategorien – wie z.B. Geschlecht oder sozioökonomischem Hintergrund – erfasst. Andererseits jedoch werden auch psychometrische Daten erhoben, die unmittelbar studienrelevant sind und den Grad der Adaption an die Bedingungen und Anforderungen des Studiums messen.

Der Ansatz der ‚wechselseitigen Adaption‘, gemessen mit Hilfe dieses psychometrischen Verfahrens, geht gemäß Tintos Annahme davon aus, dass die Studierenden sowohl in das akademische System von Verhaltenserwartungen (z.B. Disziplin zum Selbststudium) als auch in das soziale System der Hochschule (z.B. Kontakt mit Studienkolleg(inn)en und Professor(inn)en) integriert sein müssen, um ein Studium erfolgreich absolvieren zu können. Studierende und Hochschule stehen genau dann in einem Prozess der wechselseitigen Adaption, wenn einerseits die kognitiven Potenziale der Studierenden mit den kognitiven Anforderungen der Hochschule und andererseits die sozialen Hintergründe der Studierenden mit den sozialen Bedingungen an der Hochschule (z.B. den fachlichen Schwerpunkten, eingesetzten didaktischen Ansätzen und den sozialen Studienbedingungen) abgeglichen und so aufeinander justiert werden, dass die individuell erlebte Studienrealität im Sinne einer Förderung des Studienerfolgs beeinflusst wird. Das zugrunde liegende Konzept geht davon aus, dass sich zwar zunächst die Studierenden an die Bedingungen ihrer jeweiligen Hochschule anpassen müssen,

in der Folge jedoch auch die Hochschulen auf die veränderten Voraussetzungen einer zunehmend differenzierten Studierendenschaft reagieren sollten.

Dieser analytische Rahmen dient als konzeptionelles Fundament für das Befragungsinstrument QUEST, dessen Daten im Folgenden zur Beantwortung der oben skizzierten Leitfragen analysiert werden. Die Adaption wird im psychometrischen Teil von QUEST erhoben. Hier wurden mit Hilfe einer Faktorenanalyse auf Grundlage von 74 Items zehn für die Adaption an das Studium und den Studienerfolg relevante Faktoren generiert. Diese zehn Faktoren können den folgenden vier Gruppen zugeordnet werden: personenbezogene Faktorengruppe, akademische Faktorengruppe, Faktorengruppe der Orientierung im Studium und soziale Faktorengruppe (Berthold und Leichsenring 2012, S. 10). Ein hoher QUEST-Wert bedeutet dabei jeweils eine gute Studienadaption. Es können Werte auf einer Skala von 0-10 erreicht werden. Validität und Reliabilität dieser Faktoren wurden in der Testphase bestätigt (Leichsenring et al. 2011). Indem psychometrische Faktoren verwendet werden, kann QUEST Ergebnisse vermeiden, die von sozialer Erwünschtheit im Antwortverhalten der Befragten verfälscht sind. Würde man die Studierenden direkt fragen, wie sozial adaptiert sie sind, so ist davon auszugehen, dass soziale Erwünschtheit und eigene Rationalisierungen das Antwortverhalten beeinflussen würden. Durch das bei QUEST verwendete psychometrische Verfahren können, mit anderen Worten, die befragten Studierenden keine sozial erwünschten Antworten antizipieren, weil das hinter der Einzelfrage stehende psychometrische Konstrukt nicht bekannt ist – es wird gleichsam „um die Ecke“ gefragt.

In der in diesem Papier vorgenommenen empirischen Analyse werden zum ersten Mal seit Erhebung und Analyse der QUEST-Daten die Faktoren „soziale Integration“ und „Unterstützung annehmen“ zur kumulierten Oberkategorie „soziale Adaption“ aggregiert (siehe Abb. 3). Die Aggregationsebene „soziale Adaption“ wurde ausgewählt, da sie am ehesten den nicht-akademischen Teil der theoretischen Überlegungen von Spady (1970) und insbesondere von Tinto (1975) empirisch abbilden kann, die die Diskussion um den Studienabbruch angeregt haben und bis heute bestimmen (vgl. Langer et al. 2001). Diese Ansätze gehen wie erwähnt davon aus, dass Studierende sowohl in das akademische System als auch in das soziale System der Hochschule integriert sein müssen, um im Studium bestehen zu können. Für diesen Integrationsprozess spielen in ihrer theoretischen Auseinandersetzung Effekte der Außenwelt (also bspw. des Elternhauses oder der ökonomischen Situation) eine entscheidende Rolle (vgl. Berthold und Leichsenring 2012). Um die Studienerfolgswahrscheinlichkeit präzise bestimmen zu können, sind alle vier Dimensionen von QUEST entscheidend. Um jedoch diese Wahrscheinlichkeit nach Heterogenitätsmerkmalen differenziert zu betrachten, sind wir aufgrund der in Kapitel 3.1 dargestellten theoretischen Modelle zu Studienabbruch der Ansicht, dass dies insbesondere eine Untersuchung der sozialen Adaption erfordert.

Studienerfolg als mehr als nur die formelle Leistung im Studium (gemessen durch Abschluss und Noten) zu verstehen, beschreibt ein holistischeres Verständnis des Studiums, als es in der Studienabbruchsforschung vorherrscht. Versteht man das Studium als einen auf die eigene berufliche Zukunft vorbereitenden Bildungserfolg, so können neben Abschluss und Noten auch allgemeinere persönlichkeitsbildende Entwicklungen wie der erfolgreiche Austausch mit Studienkolleg(inn)en und Professor(inn)en als mindestens genauso relevante Gradmesser für Studienerfolg herangezogen werden – operationalisiert durch das Konstrukt „Soziale Adaption“ im weiteren Verlauf dieses Beitrags. Genau dieses holistische Verständnis von Studienerfolg kann die QUEST-Methode quantitativ sichtbar werden lassen.

Abbildung 3: Die untersuchten QUEST-Elemente und die Bedeutung hoher Werte



Der Vergleich der Studierendengruppen mit unterschiedlichen, multiplen Diversitätsmerkmalen nach QUEST-Faktoren soll Aufschluss darüber geben, inwiefern bestimmte Gruppen mit spezifischen studienerefolgsrelevanten Heterogenitätsdimensionen Unterstützung benötigen. Nicht zuletzt erlaubt QUEST den Abgleich zwischen psychometrischen und soziometrischen Ausgangsdaten einerseits und Daten, die sich auf einzelne Maßnahmen beziehen, andererseits. Es können also die konkreten Bedingungen identifiziert werden, unter denen sich soziometrische Merkmale im Studium auswirken – und es können Ansatzpunkte identifiziert werden, wie Hochschulen mit geeigneten Maßnahmen zu einer besseren Adaption einzelner Gruppen und der gesamten Studierendenschaft beitragen können.

Wenn Hochschulen bislang auf die wahrgenommene Heterogenität der Studierenden reagieren wollten, so mussten sie sich weitgehend auf anekdotische Evidenz oder allgemein verbreitete Annahmen stützen. QUEST hingegen liefert empirische Daten über den Zusammenhang zwischen Diversitätsmerkmalen und Adaptionserfolg. Um dennoch herauszufinden, ob die gebildeten Faktoren der sozialen Adaption mit dem Studienerfolg zusammenhängen, wäre idealerweise ein direkter Abgleich mit Studienleistungen des/der Befragten notwendig. Da dies aufgrund von datenschutzrechtlichen Bestimmungen nicht möglich ist, wurden Variablen ausgewählt, die verwandte Konstrukte messen und mit den QUEST-Faktoren korrelieren. Im Ergebnis zeigt sich, dass alle der folgenden Indikatoren, die als Prädiktoren für Studienleistungen herangezogen werden können, einen statistisch signifikanten Zusammenhang mit den QUEST-Werten zur sozialen Adaption aufweisen (Berthold und Leichsenring 2012):

- Abitur- bzw. Hochschulzugangsnote;
- Selbsteinschätzung der Schulleistung (erhoben als Korrektiv-Wert zur HZB-Note);
- Selbsteinschätzung der eigenen Studienerfolgswahrscheinlichkeit;
- Zahl der erworbenen Credit Points, angepasst nach Semesterzahl.

Es zeigt sich somit, dass Adaption und Studienerfolg miteinander korrelieren. Dies bedeutet, dass Studierende mit je höherer Wahrscheinlichkeit ihr Studium abschließen, desto besser sie an Bedingungen des Studiums adaptiert sind. Dies bedeutet, dass QUEST ein reliables Instrument zur Analyse des Studienerfolgs ist.

Ein zentraler Mehrwert von QUEST liegt in dem erweiterten Verständnis von Vielfalt, das auch psychometrische Parameter einbezieht, die sich zwar auf die Situation im Studium beziehen, aber zudem mit individualbiographischen Merkmalen (wie eigener Bildungshintergrund sowie der des Elternhauses, Migrationshintergrund, abgeschlossene Berufsausbildung etc.) korre-

lieren. Dadurch kann Diversität unabhängig von Kategorien formaler Antidiskriminierungsregeln erfasst und in Hinsicht auf ihre Studienrelevanz analysiert werden. Spezifische Maßnahmen können demgemäß empirisch fundiert entwickelt und evaluiert werden.

Die vorliegenden Analysen beruhen auf der Auswertung von QUEST-Daten, die an 28 Universitäten und Fachhochschulen⁷ in einem Sample von über 29.000 Studierenden erhoben wurden. Die Repräsentativität des Samples in Hinsicht auf soziodemografische Zusammensetzung wurde geprüft und bestätigt (vgl. Tabelle 2). Um eine möglichst hohe Vergleichbarkeit zu gewährleisten, wurde bei der Erstellung des Fragebogens auf eine enge Abstimmung mit der Sozialerhebung und möglichst identische Begriffsdefinitionen geachtet. Datenabgleiche zwischen Sozialerhebung und QUEST zeigen dabei eine hohe Übereinstimmung bei den soziodemographischen Merkmalen, die die Repräsentativität des Samples auf der Ebene der Gesamtbefragung illustriert.

Die folgenden beiden Tabellen beschreiben zum einen die Operationalisierung der untersuchten Heterogenitätsmerkmale und vergleichen zum anderen die Verteilungen des QUEST- sowie des Sozialerhebungsdatensatzes zur Überprüfung der Repräsentativität der Stichprobe.

Tabelle 1: Operationalisierung der erhobenen Heterogenitätsmerkmale in QUEST⁸

Merkmal	Form der Erhebung
abgeschlossene Berufsausbildung	Diese Variable erfasst, ob bereits eine Berufsausbildung abgeschlossen wurde.
akademischer Bildungshintergrund	Der Bildungshintergrund der Familie wird daran gemessen, ob mindestens ein Elternteil studiert hat.
Geschlecht	Die Variable wird mit den zwei Ausprägungen männlich und weiblich analysiert.
ohne Abitur	Alle Studierenden mit Fachhochschulreife, fachgebundener Hochschulreife, einer beruflichen Qualifikation, die den Hochschulzugang ermöglicht oder einem anderem Abschluss.
Migrationshintergrund	Der Migrationshintergrund wird erhoben, indem nach eigener oder elterlicher Einwanderungsgeschichte gefragt wird.
Erwerbstätigkeit	Gemessen wird, ob der oder die Studierende neben dem Studium erwerbstätig ist.
eigenes Kind	Es wird abgefragt, ob die Studierenden ein eigenes Kind bzw. eigene Kinder haben.

⁷ Die (in den Jahren 2011 bis 2015) untersuchten Hochschulen sind: Universität Bielefeld, Hochschule Brandenburg, Hochschule Bremen, Universität Bremen, BTU Cottbus-Senftenberg, Hochschule Darmstadt, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Fachhochschule Flensburg, Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder), Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Hochschule Hamm-Lippstadt, Leibniz Universität Hannover, Pädagogische Hochschule Heidelberg, Hochschule Heilbronn, Universität Hildesheim, Hochschule Kiel, Universität Koblenz-Landau, Fachhochschule Köln, Universität zu Köln, Universität Konstanz, Fachhochschule Lübeck, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Hochschule Magdeburg-Stendal, TU München, Hochschule Osnabrück, Universität Regensburg, Hochschule Ruhr West, Hochschule Zittau-Görlitz.

⁸ Siehe für jedes Merkmal das entsprechende Kapitel in Berthold und Leichsenring 2012.

gesundheitliche Einschränkung	Es wird erfasst, ob die Studierenden durch gesundheitliche oder körperliche Beeinträchtigungen (Erkrankungen, Allergien, Behinderung, auch diagnostizierte psychische Erkrankungen) oder durch Störungen wie Legasthenie oder dem Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom im Studium eingeschränkt sind.
-------------------------------	--

Tabelle 2: Vergleich zwischen der 20. Sozialerhebung und QUEST: Angaben in Prozent

Merkmal	Sozialerhebung		QUEST	
	Uni	FH	Uni	FH
abgeschlossene Berufsausbildung	13,0	42,0	14,8	48,6
akademischer Bildungshintergrund	45,0	38,0	52,0	38,3
Geschlecht (weiblich)	51,8	40,3	61,6	52,0
ohne Abitur	4,5	43,0	4,2	37,3
Migrationshintergrund	21,6	25,7	15,4	14,8
erwerbstätig (Vorlesungszeit)	63,9	63,3	63,7	69,5
eigenes Kind	4,8	5,4	4,6	5,5
gesundheitliche Einschränkung	13,9	12,7	10,6	9,6

Mit Bezug auf die meisten Merkmale stimmt die durch die Stichproben ermittelte soziodemographische Struktur mit der Sozialerhebung weitgehend überein. Dies betrifft zum einen die Übereinstimmung der Anteile der beiden Hochschultypen und zum anderen auch die Höhe der Unterschiede zwischen beiden Hochschultypen. In der Tendenz sind in der QUEST-FH-Stichprobe die klassischen FH-Studierenden (kein Abitur, Ausbildung vor Studienbeginn) etwas stärker vertreten. Da die Stichprobe der 20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes hinsichtlich der soziodemographischen Merkmale als in hohem Maße repräsentativ für die Gesamtheit der deutschen Hochschulen gilt, kann dies – mit Ausnahme des Migrationshintergrunds – auch für die QUEST-Stichprobe angenommen werden.

Aufgrund des explorativen Charakters des Konzepts der studienrelevanten Diversität, die über psychometrische Parameter erfasst wird, lässt sich die Repräsentativität der QUEST-Stichprobe in psychometrischer Hinsicht hingegen nicht ermitteln: hierfür existieren keine Vergleichsdaten, die für einen Abgleich herangezogen werden könnten. Durch die Testroutinen des Instruments sind allerdings Reliabilität und Validität der Messergebnisse bestätigt worden. Es lässt sich jedoch bei einer Befragung auf Basis eines relativ umfangreichen Online-Fragebogens, bei der die Teilnahme freiwillig ist, der Effekt einer Selbstselektion der Befragten nicht

ganz ausschließen. Daher ist es prinzipiell möglich, dass Studierende mit erfolgreicherem Adaptionsmustern überproportional häufig an der Befragung teilgenommen haben. Dies lässt sich jedoch nicht genau quantifizieren.⁹ Diese für alle ‚large-scale‘ Erhebungen geltende, prinzipielle Einschränkung mit Bezug auf Repräsentativität der Verteilung von Heterogenitätsmerkmalen innerhalb des Samples schränkt indes nicht die Relevanz der Aussagen über den Zusammenhang distinkter Merkmale und Merkmalskombinationen auf den Studienerfolg ein.

4 Zusammensetzung der Studierenden nach Hochschultypen: deskriptive Ergebnisse

Insgesamt studieren 61,5 Prozent der in den QUEST-Erhebungen Befragten an Universitäten, 38,5 Prozent besuchen Fachhochschulen, während gemäß amtlicher Hochschulstatistik¹⁰ im Wintersemester 2014/15 65,9 Prozent der Studierenden an Universitäten sowie 34,2 Prozent der Studierenden an Fachhochschulen immatrikuliert waren. Somit sind in der QUEST-Stichprobe Fachhochschulstudierende geringfügig überrepräsentiert. Die in den Tabellen 1 und 2 dargestellten Indikatoren stellen die grundlegenden und studienerefolgsrelevanten soziodemographischen Merkmale dar, nach denen sich die Studierendenschaft an Universitäten und Fachhochschulen in Deutschland vergleichend beschreiben lässt. Mittels dieser Merkmale lassen sich überdies Normtypen von Merkmalsausprägungen konstruieren, die im Zusammenhang mit der Strukturierung von Studien- und weiteren Leistungsangeboten der Hochschulen unterstellt werden. Als Quellen dieser Normtypen werden differente Bildungsaufträge der unterschiedlichen Hochschultypen, eigene bildungsbiographische Hintergründe der Entscheidungsträger(innen) an Hochschulen sowie die zu Pfadabhängigkeiten geronnene „Geschichte“ der verschiedenen Hochschultypen herangezogen (Wissenschaftsrat 2010). Zunächst wird vergleichend diskutiert, ob und inwiefern sich die Zusammensetzung der Studierendenschaft an Universitäten und Fachhochschulen mit Blick auf die genannten grundlegenden Merkmale unterscheidet. Auf dieser Grundlage wird sodann merkmalspezifisch diskutiert, ob eine Abweichung von einem unterstellten Normtypus der Studierenden an Universitäten und Fachhochschulen beschrieben werden kann.

In der vergleichenden Gesamtschau zeigt sich, dass sich die Studierendenschaft an Universitäten und Fachhochschulen mit Bezug auf vier Merkmale deutlich unterscheidet: Bildungshintergrund der Familie, abgeschlossene Berufsausbildung, Geschlechteranteile¹¹ und der Zugang zur Hochschule ohne Abitur. Die eingangs formulierte These eines strukturellen Unterschieds zwischen Studierenden an Universitäten und Fachhochschulen bestätigt sich insbesondere anhand des Merkmals „Art der Hochschulzugangsberechtigung“, die den vorangegangenen Bildungsweg zum Ausdruck bringt.

⁹ Internationale Studierende sind in der QUEST-Erhebung unterrepräsentiert. Da der relativ lange Fragebogen auf Deutsch verfasst ist, kann angenommen werden, dass ausländische Studierende sich hier weniger angesprochen fühlen und eher Schwierigkeiten mit dem Verständnis haben. (Siehe Diversity-Report S. 161)

¹⁰ Ohne Betrachtung der Kategorien Theologische Hochschulen, Kunsthochschulen sowie Verwaltungsfachhochschulen, da sich diese Typen auch nicht im QUEST-Sample wiederfinden. Quelle hierfür sind eigene Berechnungen auf Grundlage der Daten des Statistischen Bundesamtes: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/Gesellschaft-Staat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/StudierendeInsgesamtHochschulart.html;jsessionid=EE-AEC3D48DFD4C4CB9887091D14B2764.cae3>

¹¹ Wie oben beschrieben weichen die Geschlechterverhältnisse im QUEST-Sample leicht von den Angaben des statistischen Bundesamtes ab, was aber auch in anderen umfragebasierten Erhebungen der Fall ist.

Berufsausbildung

Die deutlichsten Unterschiede zwischen den Hochschultypen bestehen im Hinblick auf bereits abgeschlossene Berufsausbildung vor Studienbeginn. Fast die Hälfte der Studierenden an Fachhochschulen hat bereits eine Berufsausbildung abgeschlossen. Dies bedeutet, dass die Annahme beruflich erworbener fachlicher Vorkenntnisse bei Studierenden an Fachhochschulen für die Gestaltung von Studienangeboten weiterhin zweckmäßig ist und sich der unterstellte Normtypus der Studierenden an Fachhochschulen als weitgehend stabil erweist. Das Vorhandensein einer abgeschlossenen Berufsausbildung ist insgesamt das Merkmal, worin sich die Studierenden neben der Art der Hochschulzugangsberechtigung am stärksten zwischen den beiden Hochschularten unterscheiden. Die Tatsache, dass die Fachhochschulreife oft eine abgeschlossene Berufsausbildung voraussetzt, erklärt dabei einen Großteil dieser Differenz.

Gleichwohl muss auch hier der Frage nachgegangen werden, wie in spezifischen Fächern die Differenz zwischen Studierenden mit und ohne beruflich erworbenen fachlichen Vorkenntnisse auszubalancieren ist. Dies gilt umso mehr, wenn berufliche Vorkenntnisse bei der Curriculumgestaltung systematisch vorausgesetzt werden, was an Universitäten auf 14,8 % der Studiengänge zutrifft, während dies für 48,8% der Studiengänge an Fachhochschulen gilt. Der Unterschied beträgt also 33,8 Prozentpunkte. An Universitäten geht demgemäß weniger Adaptionsdruck auf die Gestaltung von Studienstrukturen und -inhalten durch Abweichungen von der Normerwartung von Studierenden ohne vorangegangene berufliche Ausbildung aus.

Familiärer Bildungshintergrund

Auch wenn sich die Unterschiede zwischen Universitäten und Fachhochschulen hinsichtlich des familiären Bildungshintergrundes in den letzten Jahren zunehmend auflösen (Holuscha 2013), studieren an Fachhochschulen nach wie vor deutlich mehr Studierende, die keinen akademischen familiären Hintergrund aufweisen. Es sind 13,7 Prozentpunkte mehr als an Universitäten. Die Fachhochschulen erfüllen also auch heute noch eine mit ihrer Gründung verbundene Funktion, die soziale Mobilität durch Hochschulbildung zu fördern. Die absolute Ausprägung dieses Merkmals zeigt überdies, dass der unterstellte Normtypus der Studierenden an Fachhochschulen mit Bezug auf das Merkmal eines nicht-akademischen Familienhintergrunds als stabil betrachtet werden kann. Der ursprüngliche Zweck des Hochschultypus Fachhochschule, mittels Hochschulbildung soziale Mobilität für junge Menschen mit nicht-akademischem Familienhintergrund zu befördern, wird demnach weiterhin bedient. Dennoch verfügen im QUEST-Sample bereits 38,3 Prozent der Studierenden an Fachhochschulen über einen akademischen Familienhintergrund. Dieser Befund legt nahe, dass die Normerwartung nicht akademisch vorgeprägter junger Menschen, die an Fachhochschulen ein Studium aufnehmen, zukünftig immer weniger der Realität entsprechen wird, ja in einigen Jahren diese Gruppe u.a. auch aufgrund des generell ansteigenden Anteils der Akademiker(innen) an der Bevölkerung in der Minderheit sein wird. Dies führt zu einem steigenden Adaptionsdruck auf die Angebotsgestaltung der Fachhochschulen.

An Universitäten gilt häufig die Normerwartung, dass Studierende einem akademischen Familienhintergrund entstammen. Dies trifft jedoch nur auf etwas mehr als 50% der Fälle zu, fast die Hälfte der Studierenden generiert sich aus nichtakademischem Familienhintergrund. Daher ist eine Heterogenität im Sinne einer Normabweichung von einem erwarteten akademischen Familienhintergrund der idealtypischen Studierenden an Universitäten gegeben. Dies gilt umso mehr, da eine Anpassung an den akademischen Habitus an Universitäten als bedeutsame soziale Variable für den individuellen Studienerfolg angenommen werden kann.

Ein weiterer Faktor ist, ob die Studierenden ohne akademischen Familienhintergrund Geschwister haben, die bereits vor ihnen begonnen haben zu studieren, d.h. in der Familie bereits erste Erfahrungen mit akademischer Bildung vorliegen. Bei dieser Gruppe lässt sich eine etwas stärkere Adaptionsleistung als bei der Gruppe von Studierenden vermuten, die keine studierenden Geschwister haben.

Geschlecht

An Universitäten studieren gemäß der Daten des Statistischen Bundesamtes deutlich mehr Frauen (62 Prozent) als Männer, an Fachhochschulen ist das Geschlechterverhältnis fast ausgeglichen (52 Prozent Frauen), während Frauen im QUEST-Sample generell leicht überrepräsentiert sind (52% an Universitäten, 48% an Fachhochschulen). Dieser Unterschied lässt sich mit dem Hinweis auf divergierende Fächerspektren der systembezogenen Statistik des Bundesamtes sowie des QUEST-Samples erklären.

Ausgehend von einer Normerwartung männlicher Studierender ist daher an beiden Hochschultypen eine Heterogenität festzustellen, die Adaptionsmaßnahmen an Hochschulen notwendig macht. Dabei muss hinsichtlich möglicher Reaktionsstrategien zudem eine deutliche Varianz des Anteils weiblicher Studierender zwischen Fächergruppen berücksichtigt werden. Dies gilt insbesondere für den Hochschultyp der Fachhochschulen, an denen der Anteil weiblicher Studierender traditionell aufgrund der Fächerstruktur (besonders: sozialwissenschaftliche Studiengänge und technikkwissenschaftliche Angebote) stark ungleichmäßig verteilt ist. Das heißt, in manchen Fächern wird die Normerwartung eines männlichen Studierenden deutlicher erfüllt als in anderen. Entsprechend ist für das Merkmal Geschlecht auf der in dieser Untersuchung adressierten Abstraktionsebene der Hochschultypen aufgrund der hohen fächerspezifischen Differenzierung der Befundlage nur sehr eingeschränkt eine Abweichung von Normerwartungen und damit ein hochschultypenspezifischer Adaptionsdruck nachzuweisen.

Betrachtung Studierender ohne Abitur/mit Abitur

Der Anteil der Studierenden ohne Abitur ist innerhalb des QUEST-Samples an Universitäten deutlich geringer als an Fachhochschulen. Dabei ist die Studierendenschaft der Fachhochschulen, was die Eingangsqualifikation ihrer Studierenden angeht, trotz steigender Anteile mit Abitur in zweierlei Hinsicht heterogener zusammengesetzt als die der Universitäten. Zum einen ist der Grad der Differenzierung bei der formalen Studienberechtigung deutlich höher (Fachhochschulreife, fachgebundene Hochschulreife). Zum anderen weicht die empirische Zusammensetzung der Studierenden an Fachhochschulen mit Blick auf das Merkmal der formalen Studienberechtigung mindestens moderat von allgemeinen Normerwartungen ab. Die Fachhochschule wird traditionell als höhere Bildungseinrichtung angesehen, die für parallel zur beruflichen Ausbildung erworbene Arten der Hochschulzugangsberechtigung akademische Vertiefungen in berufspraktisch gekoppelten Wissensfeldern anbietet und damit soziale und bildungsbiographische Mobilität fördert. Der damit verbundenen Normerwartung entspricht im QUEST-Datensatz nur noch etwa ein Drittel der Studierenden an Fachhochschulen. Mit der Veränderung der Eingangsqualifikationen der Studierenden (zunehmend Abitur und ohne vorangegangene Berufsausbildung) nimmt die Heterogenität der Studierenden und damit der Adaptionsdruck auf die Fachhochschulen zu. Demgegenüber entspricht die Zusammensetzung der Studierendenschaft an Universitäten mit Blick auf das Merkmal der formalen Studienberechtigung den generalisierten Erwartungen (Dominanz des Abiturs).

Insgesamt verfügen an Universitäten lediglich 4 Prozent der Studierenden über andere Abschlüsse als das Abitur (fachgebundene Hochschulreife, berufliche Qualifikationen, die Hochschulzugang ermöglichen; siehe nachfolgende Tabelle). Herausgerechnet sind in diesem Fall jene Studierende, die ihre Hochschulzugangsberechtigung im Ausland erworben haben, da diese Abschlüsse in der Regel nicht zwischen allgemeiner und Fachhochschulreife unterscheiden.

Somit ergibt sich für Universitäten kein besonderer Adaptionsbedarf für dieses Merkmal.

Tabelle 3: Art der Hochschulzugangsberechtigung der Befragten im QUEST-Sample

	Universität	Fachhochschule
Abitur	93,2%	61,8%
Fachhochschulreife	1,7%	31,3%
fachgebundene Hochschulreife	0,9%	3,1%
berufliche Qualifikation, die HZ ermöglicht	0,8%	1,8%
ausländische HZB	2,7%	1,5%
anderes	0,6%	0,6%

Migrationshintergrund

Der Anteil Studierender mit Migrationshintergrund variiert im QUEST-Sample nur minimal zwischen den Hochschultypen und liegt im Schnitt bei 15 Prozent. Unter diese Definition fallen Studierende, die entweder (auch) eine nichtdeutsche Staatsangehörigkeit besitzen, eingebürgert wurden, zur Gruppe der Spätaussiedler gehören oder auf deren Eltern eine dieser Aussagen zutrifft (vgl. Anhang für abgefragte Items im Fragebogen). Auch werden Bildungsausländer(innen) einbezogen. Da die Zahl der Teilnehmer(innen) unter den Bildungsausländer(inne)n an der Umfrage deutlich niedriger ist, als es deren Anteil an den Hochschulen entspricht, fällt der Anteil von 15 Prozent etwas zu niedrig aus.

Bei dieser Variable ist zu beachten, dass die Gruppe der Studierenden mit Migrationshintergrund sehr heterogen zusammengesetzt ist und zum Beispiel der Faktor Muttersprache eine große Rolle in der Adaption an das System Hochschule spielt. Mit ausschließlich deutscher Muttersprache aufgewachsene Studierende mit Migrationshintergrund haben beispielsweise deutlich bessere QUEST-Adaptions-Werte als Studierende, die mit mehreren Sprachen in Deutschland aufgewachsen sind, was darauf hinweist, wie wichtig gute deutsche Sprachkenntnisse für eine Adaption an den soziokulturellen Kontext des Studiums sind.

Mit Bezug auf die Angebotsgestaltung an Universitäten und Fachhochschulen und den maßgeblichen Normtypen von Studierenden wird angenommen, dass ein Migrationshintergrund weder an Universitäten noch an Fachhochschulen als Normerwartung unterstellt wird. Vielmehr nehmen wir für unsere Untersuchung an, dass sich, jenseits des Sonderfalls internationaler Studierender, sowohl Universitäten als auch Fachhochschulen traditionelle Studierende als junge Menschen ohne Migrationshintergrund vorstellen und ihre Angebotsgestaltung implizit an dieser Normerwartung ausrichten. Diese Annahme wird auf die Abstraktionsebene

des gesamten Hochschulsystems bezogen, schließt also mithin ein, dass einzelne Universitäten und Fachhochschulen aufgrund ihres spezifischen regionalen Umfelds und ihrer jeweiligen Organisationsgeschichte durchaus Studierende mit Migrationshintergrund erwarten.

Erwerbstätigkeit

Der Anteil erwerbstätiger Studierender variiert nur leicht zwischen 64 und 70 Prozent zwischen Universitäten und Fachhochschulen. Dieses Merkmal schließt alle Arten der Erwerbstätigkeit ein, sowohl studienferne als auch studiennahe Tätigkeiten. Auch spielt es in der Erfassung keine Rolle, ob ständig gearbeitet wird oder nur regelmäßig in den Semesterferien. Die Tatsache, dass mehr Fachhochschulstudierende eine abgeschlossene Berufsausbildung haben und somit weiterhin in ihrem Lehrberuf arbeiten können, kann ebenso zu dieser Differenz beitragen wie das an Fachhochschulen häufiger angebotene duale Studium, das eine berufliche Tätigkeit bzw. Ausbildung einschließt.

Mit Bezug auf die den beiden Hochschultypen jeweils unterstellten Normerwartungen wird deutlich, dass der Typus der de facto oder formell in Vollzeit studierenden jungen Menschen an beiden Hochschultypen nicht mehr den Regelfall darstellt. Angesichts der Vielzahl an möglichen Gründen für eine Erwerbstätigkeit neben bzw. innerhalb des Studiums (u.a. Regelfall im dualen Studium, Studienfinanzierung, Praktika) geht von diesem Befund ein erheblicher Adaptionsdruck auf Strukturen und Prozesse der Studienorganisation an beiden Hochschultypen aus. Dabei ist indes auf Ebene der einzelnen Hochschulen darauf zu achten, Anpassungen und Flexibilisierungen entlang der tatsächlichen, ausdifferenzierten Bedarfssituation der Studierenden zu konzipieren.

Eigenes Kind

An Fachhochschulen ist der Anteil Studierender mit eigenem Kind geringfügig höher als an Universitäten (5,5 zu 4,6 Prozent). Angesichts der geringen absoluten Werte dieses Merkmals lässt sich Heterogenität der Studierendenschaft an Universitäten und Fachhochschulen im Sinne des Abweichens von soziodemographischen Normerwartungen hier nicht diagnostizieren. Trotz der geringen absoluten Zahl liegt es jedoch nahe, Unterstützungsangebote für Studierende mit eigenen Kindern vorzuhalten bzw. systematisch zu entwickeln, da die Balancierung familiärer und studienbezogener Pflichten strukturell herausfordernd ist und der Abbau von Barrieren für ein Studium mit Kind(ern) ein gesellschaftspolitisch bedeutsames Desiderat darstellt.

Gesundheitliche Einschränkung

An Universitäten leiden die Studierenden etwas häufiger an gesundheitlichen Einschränkungen als an Fachhochschulen. Der Anteil von 10,6 Prozent an Universitäten bzw. 9,6 Prozent an Fachhochschulen schließt in der QUEST-Befragung jedoch nur solche Krankheiten ein, die auch einschränkend auf die Studierfähigkeit wirken. Dabei werden (diagnostizierte) psychische Erkrankungen am häufigsten genannt (41,5 Prozent). Die zweithäufigste Ursache sind chronische körperliche Krankheiten (26,3 Prozent). Weitere häufig genannte Arten der Einschränkung sind Allergien (14,3 Prozent) und Beeinträchtigungen des Bewegungsapparates (9,7 Prozent). 30,2 Prozent derjenigen, die angaben, unter einer gesundheitlichen Einschränkung zu leiden, nannten andere Gründe. Mit Bezug auf traditionelle Studierende nehmen wir an, dass dem Normtypus körperliche und psychische Gesundheit zugeschrieben werden.–Die Auswertung der QUEST-Daten zeigt indes, dass an beiden Hochschultypen etwa jede(r)

zehnte Studierende die Studierfähigkeit einschränkende Erkrankungen angibt. Dies deutet darauf hin, dass die unterstellte Normerwartung zu einem gewissen Anteil an beiden Hochschultypen empirisch unterlaufen wird.¹² Besonders aber wäre zu beachten, dass Maßnahmen zugunsten nicht-sichtbarer Beeinträchtigungen eine deutliche höhere Relevanz haben als die diejenigen etwa für den eingeschränkten Bewegungsapparat.

Gesamtbetrachtung

Insgesamt zeigt die deskriptive Analyse des QUEST-Datensatzes, dass sich die Studierendenschaft an Universitäten und Fachhochschulen systematisch unterscheidet. Dieser Befund ist für sich genommen zu erwarten, da beide Hochschultypen über komplementäre Aufträge bzw. institutionelle Zwecke verfügen. Insbesondere mit Bezug auf die soziodemographischen Merkmale des bildungsbezogenen familiären Hintergrunds, der beruflichen Vorbildung, der studienbegleitenden Erwerbstätigkeit sowie der formalen Studienberechtigung unterscheiden sich die Studien- und Unterstützungsangebote der beiden Hochschultypen strukturell, da sie auch strukturell komplementäre Nachfrager(innen)gruppen adressieren und voraussetzen. Für die Dimension von Heterogenität, die soziodemographische Unterschiede zwischen den Hochschultypen in den Blick nehmen, liegen institutionalisierte Reaktionen bereits systematisch vor, da sie den typenspezifischen Normtypus reflektieren.

Demgegenüber konnte mit Hilfe des QUEST-Datensatzes gezeigt werden, dass sich bei einigen der grundlegenden Merkmale zur Beschreibung die jeweilige Studierendenschaft an Universitäten und Fachhochschulen strukturelle Abweichungen von unterstellten Normtypen der Studierenden feststellen lässt. Insbesondere mit Blick auf die studienbegleitende Erwerbstätigkeit, das Vorliegen einer die Studierfähigkeit einschränkenden gesundheitlichen Einschränkung sowie die Versorgung eigener Kinder und den Migrationshintergrund liegen substantielle Abweichungen vom Normtyp sowohl an Universitäten als auch Fachhochschulen vor. Dies verweist auf einen Adaptiondruck auf die Gestaltung von Studien- und Unterstützungsangeboten an beiden Hochschultypen.

Zudem gibt es hochschultypspezifische Adaptionsbedürfnisse. An Universitäten ist der männliche Vollzeit-Studierende mit akademischem Familienhintergrund, ohne Migrationshintergrund und ohne berufliche Vorqualifikation nicht länger dominant, während an Fachhochschulen die Mehrheit auch nicht mehr dem Normtypus des männlichen Vollzeit-Studierenden mit abgeschlossener Berufsausbildung, einer Fachhochschulreife und ohne akademischen Familienhintergrund entspricht.

¹² Eine weitere Ausdifferenzierung in den aktuellen Befragungsrunden ergibt, dass sich beeinträchtigt fühlende Studierende besonders unter Zuständen der Erschöpfung und Niedergeschlagenheit (50,6 Prozent), Angstzuständen oder Prüfungsangst (32,5 Prozent) oder Kopfschmerzen bzw. Migräne leiden (29,8 Prozent). Diese Befunde decken sich mit der an Hochschulen verbreiteten Wahrnehmung, dass psychische Probleme eine der Hauptursachen von Einschränkungen im Studium sind (Beeinträchtigte Studierende, denen die weiteren drei Antwortmöglichkeiten vorlagen: n=1091).

5 Empirische Untersuchung zum Zusammenhang von Diversität und Studienerfolg

5.1 Mittelwertbasierter Vergleich der Heterogenitätsmerkmale im Zusammenhang mit der Studienerfolgswahrscheinlichkeit

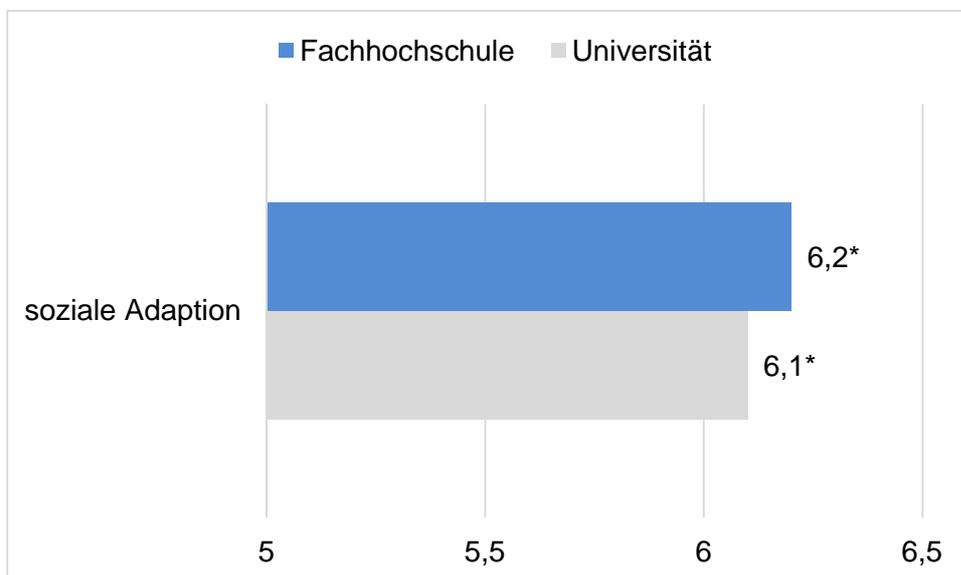
Im vorangegangenen Abschnitt wurde gezeigt, dass und inwiefern sich die Studierendenschaft an Universitäten und Fachhochschulen mit Bezug auf grundlegende soziodemographische Merkmale voneinander unterscheiden oder innerhalb des jeweiligen Hochschultyps von einem unterstellten Normtypus abweichen. Eine Zunahme der Heterogenität der Studierendenschaft an beiden Hochschultypen mit Bezug auf grundlegende soziodemographische Merkmale können wir im Sinne der oben vorgestellten Definition nur vermuten, da wir keine Daten im Zeitverlauf erhoben haben. Um informiert die analytische Frage danach zu beantworten, ob und inwiefern von unterstellt zunehmender Heterogenität der Studierendenschaft Anpassungsimpulse auf die strukturelle und prozedurale Gestaltung von Studien- und Unterstützungsangeboten an Universitäten und Fachhochschulen ausgehen, muss gezeigt werden, wie relevant die untersuchten Merkmale sind. Als Kriterium für Relevanz setzen wir in dieser Untersuchung die Bedeutung der im letzten Abschnitt dargestellten soziodemographischen und psychometrischen Merkmale für den *Studienerfolg* der Studierenden, wie sie im Rahmen von QUEST erhoben wurden.

Mittels QUEST konnte gezeigt werden, dass die soziale Adaption der Studierenden an das Studium eine hohe Erklärungskraft für den Studienerfolg (gemessen an erreichten ECTS-Credits sowie der subjektiven Selbsteinschätzung der eigenen Studienerfolgswahrscheinlichkeit) hat. Dies bedeutet, dass eine hohe soziale Adaption der Studierenden gemäß den in QUEST betrachteten Dimensionen auf einen hohen Studienerfolg schließen lässt. Somit kann überprüft werden, ob die Zusammensetzung der Studierendenschaft nicht nur von einem unterstellten Normtypus der Studierenden und zwischen den Hochschultypen empirisch abweicht, sondern auch, ob diese Abweichung mit Blick auf das für den Studienerfolg sich positiv auswirkende Ausmaß der sozialen Integration auch folgenreich ist. Mit anderen Worten gehen wir der Frage nach: Spielt es eine Rolle für den Studienerfolg, ob die Studierendenschaft anders zusammengesetzt ist als dies gemeinhin angenommen wird, und wenn ja, für welche Merkmale und in welchem Umfang?

Dabei drücken die QUEST-Werte (berechnete Mittelwerte) über die dazugehörigen QUEST-Items, wie oben dargestellt, die soziale Adaption an die jeweils gegebene Studiensituation aus. Im Folgenden werden diese Werte nach spezifischen soziodemographischen Diversitätsmerkmalen jeweils in einer Gegenüberstellung der Hochschultypen Universität und Fachhochschule ausgewertet. Die merkmalsbasierten Differenzen der Mittelwerte werden auf ihre zweiseitige Signifikanz (95%-Niveau) überprüft und jeweils mit * gekennzeichnet.

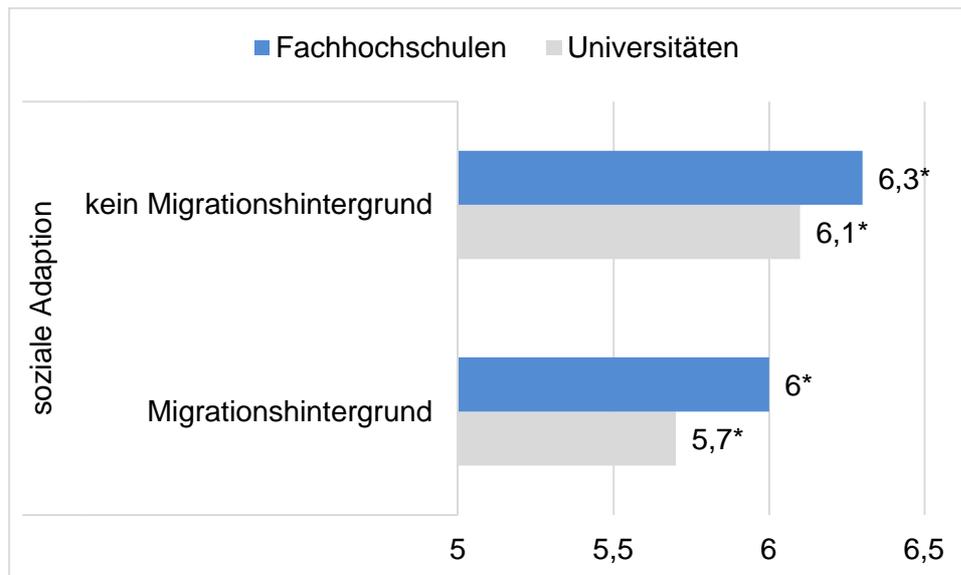
Auf der systemischen Ebene der beiden Hochschultypen Fachhochschule und Universität zeigen sich hochschultypspezifische Unterschiede hinsichtlich der sozialen Adaption von Studierenden. So ist die soziale Integration an Fachhochschulen durchschnittlich etwas besser ausgeprägt. Dabei ist zu beachten, dass die zunächst gering erscheinende Differenz von 0,1 Punkten aufgrund des Aggregatcharakters des Mittelwertvergleichs einen verlässlichen Hinweis auf einen typenspezifischen Unterschied bei der sozialen Adaption enthält. Die gezeigte Differenz könnte damit erklärt werden, dass die Studierenden an Fachhochschulen zu fast der Hälfte über eine abgeschlossene Berufsausbildung verfügen, also neben der Schule (und ggf. einer Dienstzeit) noch weitere Erfahrungen zur Integration in zunächst fremde Gruppen besitzen. Zudem sind die Strukturen und Gruppen an Fachhochschulen meist stärker formalisiert als an Universitäten. Dieser Befund der besseren sozialen Adaption der Studierenden an Fachhochschulen im Vergleich zu Universitäten deckt sich mit den Ergebnissen der quantitativen Untersuchung zu Studienabbruch von Heublein et al. (2009).

Abbildung 4: Soziale Adaption Studierender nach Hochschulart



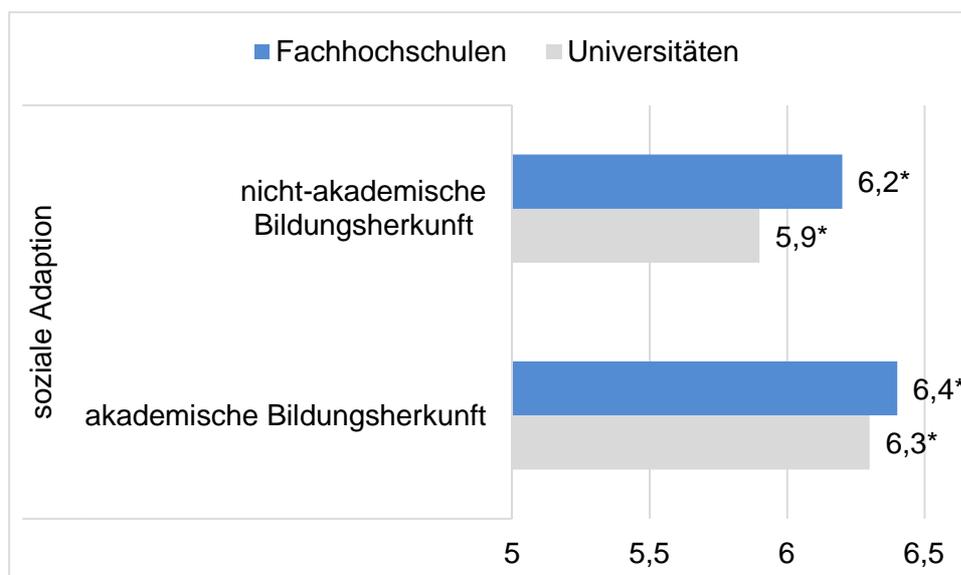
Im Folgenden wird nun der Mittelwertvergleich nach einzelnen Heterogenitätsmerkmalen differenziert ausgewertet.

Abbildung 5: Soziale Adaption Studierender mit und ohne Migrationshintergrund an die Hochschule



Mit Bezug auf die soziale Integration unterscheiden sich Studierende mit und ohne Migrationshintergrund zum einen untereinander und zum anderen zwischen den Hochschultypen. Studierende ohne Migrationshintergrund sind generell in höherem Maße adaptiert, insbesondere an Fachhochschulen. Dies impliziert, dass Unterschiede mit Bezug auf den Migrationshintergrund der Studierenden in der Dimension der sozialen Adaption den Studienerfolg beeinflussen und insofern auf der Ebene von Reaktions- und Anpassungsmaßnahmen für die Hochschulen relevant sind. Deutlich erkennbar ist darüber hinaus, dass der Anpassungsdruck auf die Gestaltung von Studien- und Unterstützungsmaßnahmen an Fachhochschulen weniger stark ausgeprägt ist als an Universitäten.

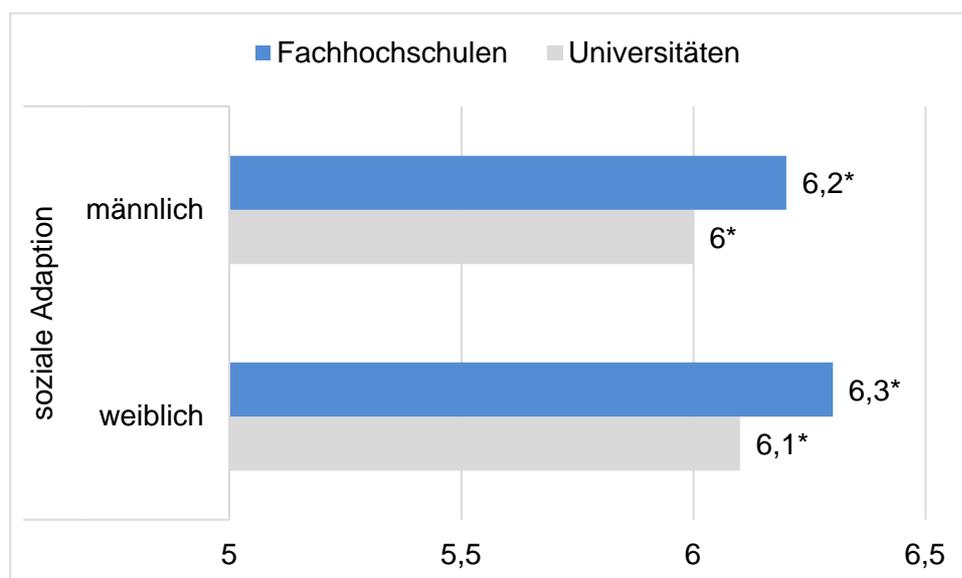
Abbildung 6: Soziale Adaption Studierender mit und ohne akademischen Bildungshintergrund an die Hochschule



Die Differenzen in der sozialen Adaption zwischen Studierenden mit und ohne akademische Bildungsherkunft sind sowohl an Universitäten als auch an Fachhochschulen zugunsten von

Studierenden aus akademischem Elternhaus ausgeprägt. An Fachhochschulen steht im Vergleich zum Typus Universität die Bildungsherkunft in einem geringeren Zusammenhang mit der sozialen Adaption. Studierende mit nicht-akademischer Bildungsherkunft an Universitäten erreichen hingegen deutlich geringere Werte in der sozialen Adaption. Hier liegt die Mittelwertdifferenz bei 0,4 Punkten, während diese für Studierende an Fachhochschulen 0,2 Punkte beträgt. Zudem hat diese Gruppe an Universitäten den unter allen Gruppen niedrigsten Wert, ist also auch absolut die am schlechtesten adaptierte Gruppe. Gerade an Universitäten haben also Studierende aus nicht-akademischen Familien größere Schwierigkeiten mit der sozialen Adaption. Hierzu liefert das Netzwerk *ArbeiterKind.de* eine Fülle von Beispielen aus der täglichen Beratungs- und Unterstützungsarbeit.¹³ Zur Erklärung dieses Befunds können die zwischen Universitäten und Fachhochschulen divergierenden Normerwartungen mit Bezug auf den familiären Bildungshintergrund herangezogen werden. So kann angenommen werden, dass an Universitäten generalisierte Erwartungen mit Bezug auf soziale Alltagspraktiken (bspw. elaborierter sprachlicher Code) trotz der veränderten soziodemographischen Zusammensetzung der Studierendenschaft stabil sind, sich der an Universitäten über Jahrzehnte etablierte Habitus also in dieser Hinsicht nicht verändert (vgl. Schmitt 2014).

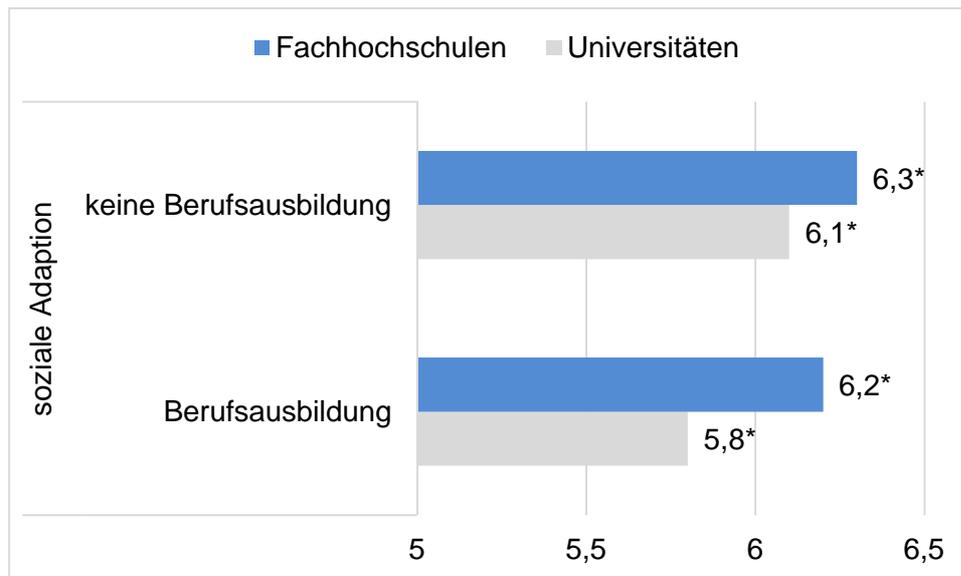
Abbildung 7: Soziale Adaption weiblicher und männlicher Studierender an die Hochschule



Generell weisen Studentinnen höhere soziale Adaptionen auf als Studenten und hierbei an Fachhochschulen eher als an Universitäten. Die Ausprägungen des soziodemographischen Merkmals Geschlecht sind insgesamt mit Bezug auf den Anpassungsdruck auf die Gestaltung von Studien- und Unterstützungsangeboten an Universitäten und Fachhochschulen wegen der anzunehmenden hohen Varianz zwischen verschiedenen Fächergruppen (z.B. sozialwissenschaftliche und technikwissenschaftliche Studiengänge) auf der gewählten Aggregationsebene von Hochschultypen allerdings wohl nur eingeschränkt zu interpretieren.

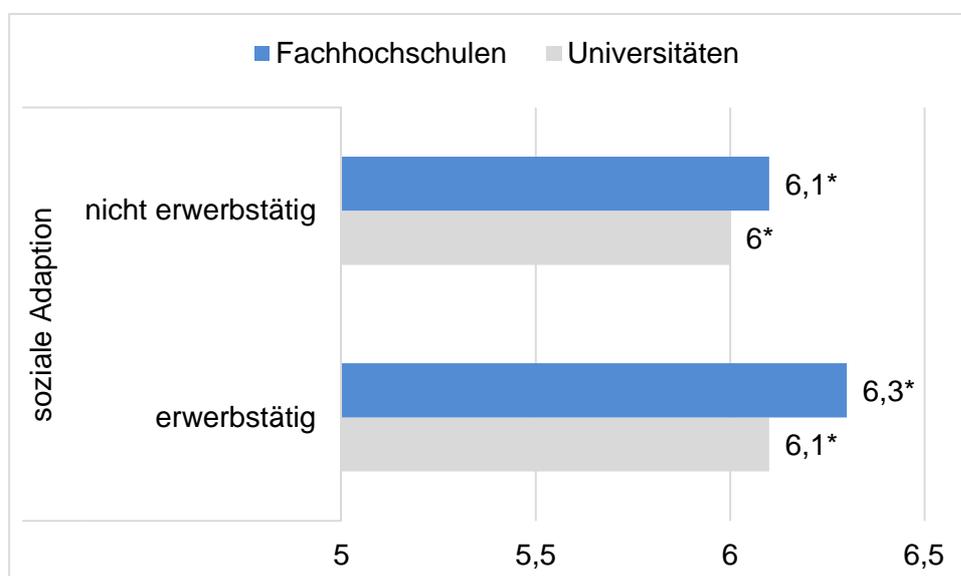
¹³ Siehe: www.arbeiterkind.de.

Abbildung 8: Soziale Adaption Studierender mit und ohne abgeschlossener Berufsausbildung an die Hochschule



Die soziale Adaption ist bei Studierenden mit Berufsausbildung an Fachhochschulen höher als an Universitäten. Dieser Befund lässt darauf schließen, dass Fachhochschulen strukturell weiterhin mit der Normerwartung beruflich vorqualifizierter Studierender operieren, was diesen Studierenden gewissermaßen einen Vorteil in der Dimension der sozialen Adaption an das Studiengeschehen an Fachhochschulen bietet. Insgesamt zeigt die Analyse des Merkmals jedoch, dass von den gefundenen Ausprägungen nur bedingt Anpassungsdruck auf die Angebotsgestaltung an Hochschulen ausgeht. An den Fachhochschulen ist das Adaptionsdefizit zwischen Studierenden mit versus ohne beruflicher Vorqualifikation geringer, jedoch handelt es sich bei diesem Hochschultyp um eine relativ große Zielgruppe (48,6 Prozent verfügen über eine Berufsausbildung). An Universitäten wiederum handelt es sich um größere Differenzen mit Bezug auf die soziale Adaption, jedoch ist diese Zielgruppe dort weniger präsent (14,8 Prozent), stellt also eine klassische Minderheit dar.

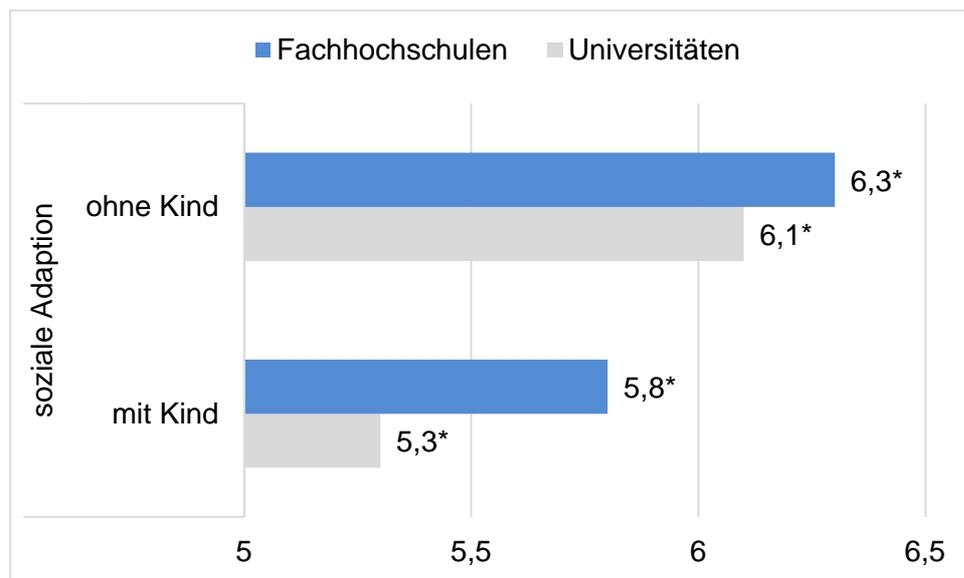
Abbildung 9: Adaption Studierender, die einer Erwerbstätigkeit nachgehen an die Hochschule



Erwerbstätige Studierende haben höhere Werte in der sozialen Adaption als nicht Erwerbstätige. Wiederum gelingt die soziale Adaption dieser Gruppe an Fachhochschulen besser als an Universitäten, was nahelegt, dass dieser Hochschultyp strukturell besser auf die Balancierung von Studium und Erwerbstätigkeit vorbereitet ist. Allerdings weist die Gruppe der Nichterwerbstätigen an Fachhochschulen eine Differenz von 0,2 zu den Erwerbstätigen auf, ist also messbar schlechter adaptiert. Dies deutet darauf hin, dass die Fachhochschule ihren Normtyp gut bedient, allerdings den zunehmend vorhandenen neuen Typus weniger optimal adaptiert.

Es macht jedoch einen großen Unterschied, welche Art der Erwerbstätigkeit ausgeübt wird. In QUEST wird erfasst, ob die Erwerbstätigkeit studienah oder studienfern¹⁴ ist. Die Ergebnisse zeigen, dass eine studiennahe Erwerbstätigkeit einen deutlich positiven Effekt auf die Adaption ausübt. Eine studienferne Erwerbstätigkeit hingegen markiert einen deutlich negativen Wert, der aber aufgrund der unterschiedlichen Samplegrößen sowie des geringeren absoluten Wertes in der Summe überlagert wird. An Universitäten ist der Unterschied mit Blick auf die soziale Adaption bei studiennaher und studienferner Tätigkeit besonders groß, während er an Fachhochschulen etwas kleiner ausfällt (Grafik siehe Anhang).

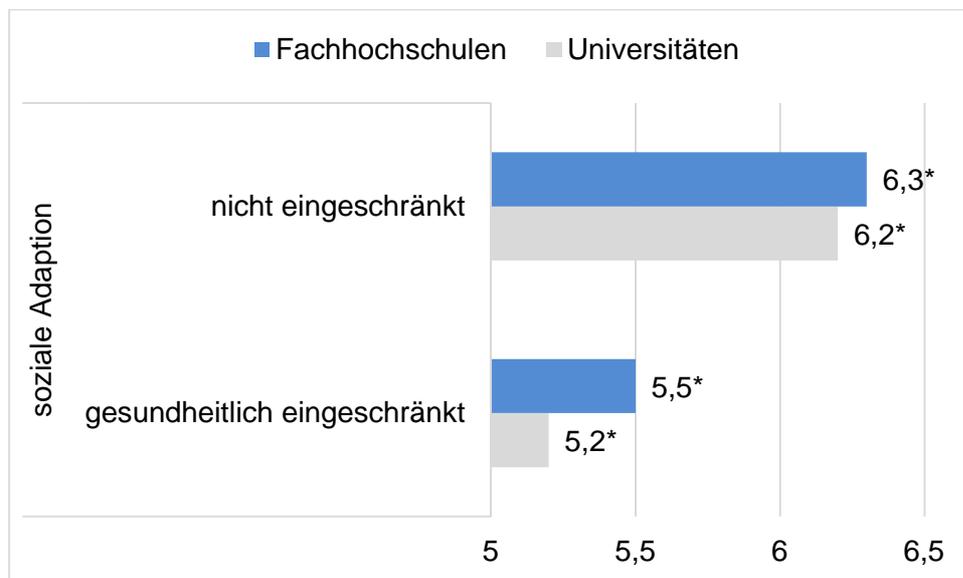
Abbildung 10: Soziale Adaption Studierender mit eigenem Kind an die Hochschule



Ein eigenes Kind zu haben, steht im Kontext des Studiums in einem negativen Zusammenhang mit der sozialen Adaption an beiden Hochschultypen, vor allem jedoch an Universitäten sind die Adaptionswerte außerordentlich gering. Dies erscheint schlüssig, da viele soziale Angebote in und um die Hochschule herum eher auf den Normtypus des einzelnen Studierenden zugeschnitten sein dürften. Die Gruppe der Studierenden mit Kind, die einen sehr geringen Anteil an der Gesamtmenge ausmacht, hat im Hochschulalltag eine geringe Chance, andere Studierende mit Kind zu treffen.

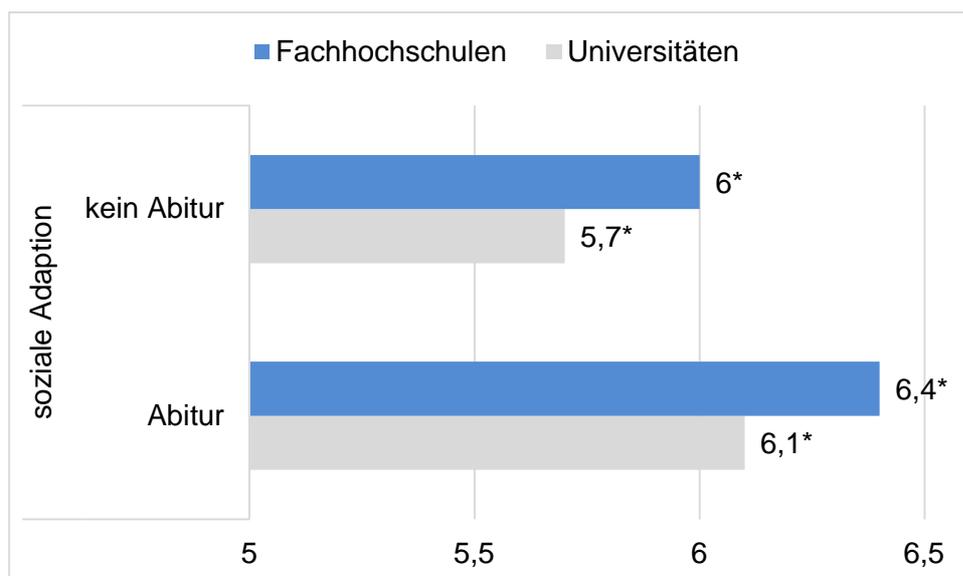
¹⁴ Studiennahe Tätigkeiten werden entsprechend abgefragt und definiert als Arbeit, die einen deutlichen Bezug zum eigenen Studienfach hat und/oder einem möglichen zukünftigen Berufsfeld.

Abbildung 11: Soziale Adaption Studierender mit gesundheitlicher Einschränkung an die Hochschule



Die soziale Adaption ist bei Studierenden mit gesundheitlichen Einschränkungen deutlich geringer ausgeprägt als bei gesundheitlich nicht eingeschränkten Studierenden. In diesem Umfang tritt der Unterschied nur bei diesem Merkmal auf. Wird angenommen, dass die soziale Adaption an das Studium eine signifikante Aufklärung über den Studienerfolg leistet, so besteht für beide Hochschultypen ein erheblicher Anpassungsbedarf für die Gestaltung von Studien- und Unterstützungsangeboten. Hochschultypenspezifisch gibt es ebenfalls klare Unterschiede, an Fachhochschulen sind gesundheitlich eingeschränkte Personen um 0,3 Punkte besser adaptiert als an Universitäten.

Abbildung 12: Soziale Adaption Studierender ohne Abitur an die Hochschule



Die Differenzen in der sozialen Adaption zwischen Studierenden mit und ohne Abitur sind sowohl an Universitäten als auch an Fachhochschulen zuungunsten von Studierenden ohne Abitur ausgeprägt. Während an beiden Hochschultypen Studierende mit Abitur die Mehrheit der Studierendenschaft stellen, so geht doch aus dem Bildungsauftrag der Fachhochschulen aufgrund des immer noch überproportionalen Anteils von Studierenden ohne Abitur die Erwartung aus, dass sie der letzteren Zielgruppe die Integration in das soziale Umfeld der Hochschule besonders erleichtert. Die Analysen der Unterschiede mit Bezug auf die soziale Adaption von Studierenden mit bzw. ohne Abitur anhand der QUEST-Daten zeigen jedoch, dass die Fachhochschulen diesem Anspruch nur bedingt gerecht werden. Entgegen den Erwartungen finden sich vergleichbare Defizite bei der sozialen Adaption von Studierenden ohne Abitur an beiden Hochschultypen.

Gesamtbetrachtung

Mit der Analyse der QUEST-Werte sollte der Einfluss soziodemographischer Merkmale auf die soziale Adaption der Studierenden an das Studium untersucht werden. Es zeigt sich, dass die untersuchten Diversitätsmerkmale häufig deutliche Varianzen, insbesondere unter Berücksichtigung des Hochschultypus, erzeugen. Da die über QUEST operationalisierten und gemessenen Adaptionswerte mit Bezug auf das soziale System Hochschule wiederum eine hohe Aufklärung des Studienerfolgs leisten, lässt sich schlussfolgern, dass die hier untersuchten soziodemographischen Merkmale den Studienerfolg beeinflussen. Daraus folgt, dass der Befund einer heterogenen Studierendenschaft, verstanden als Abweichung von einem für Studierende unterstellten Normtypus, für die Gestaltung von Studien- und Unterstützungsangeboten an deutschen Hochschulen auf systemischer Ebene relevant ist.

Dabei ist jedoch das Aggregationsniveau dieses Befunds zu berücksichtigen: Untersucht und verglichen wurde die empirische Zusammensetzung der Studierendenschaft an Universitäten und Fachhochschulen. Die empirischen Befunde wurden dann im Vergleich mit einem unterstellten Normtypus der Studierenden diskutiert und analysiert, der sich auf die beiden Hochschultypen Universität und Fachhochschule und damit auf ein hohes Aggregationsniveau von Organisation bezieht. Empirisch sind Universitäten und Fachhochschulen mit Bezug auf ihre Studien- und Unterstützungsangebote indes stark institutionell binnendifferenziert. So ist anzunehmen, dass Subtypen von Universitäten und Fachhochschulen (z.B. Universitäten mit technischem oder Fachhochschulen mit distinktem sozialwissenschaftlichem Fächerspektrum, regionale Versorgerhochschulen) bzw. einzelne Hochschulen ihre Strukturen und Prozesse bereits planvoll auf von einem übergreifenden Normtypus abweichende Studierende eingestellt haben. Damit wäre die mit der vorliegenden Untersuchung, die sich auf systemischer Ebene bewegt, nicht zu beantwortende Frage verbunden, ob die institutionellen Ausdifferenzierungen zwischen und innerhalb der Hochschultypen in zweckmäßiger Weise mit der empirisch rekonstruierten Ausdifferenzierung der Studierendenschaft Schritt hält.

Vor dem Hintergrund des Befunds einer merkmalsbezogenen Ausdifferenzierung der Studierendenschaft an Universitäten und Fachhochschulen und institutioneller Anpassungsprozesse muss überdies in einer merkmalsübergreifenden Gesamtschau danach gefragt werden, welche dieser Merkmale besonders stark auf die soziale Adaption und damit auf den Studienerfolg wirken. Dieser Frage wird mit der anschließenden Regressionsrechnung nachgegangen.

5.2 Die Einflussstärken der Heterogenitätsmerkmale

Neben den vorangegangenen Mittelwertvergleichen dient die Regressionsanalyse dazu, den Einfluss einzelner Merkmale auf die soziale Dimension der Adaption an das Studium zu isolieren. Im Folgenden werden die Regressionskoeffizienten betrachtet, um die Erklärungs- oder Prognosebeiträge der einzelnen unabhängigen Variablen, hier die in die Untersuchung einbezogenen soziodemographischen Merkmale, auf die Adaption sowie unter Berücksichtigung der beiden Hochschultypen Universitäten und Fachhochschulen zu bestimmen.

Die betrachteten Heterogenitätsmerkmale und die Hochschultypen wurden anhand einer Regressionsanalyse mit Blick auf ihren jeweiligen Einfluss auf die soziale Adaption untersucht, um zu zeigen, welches Merkmal in welcher Stärke auf die Adaptionsleistung der Studierenden an das Studium wirkt. Die Regression dieser Merkmale zeigt, dass an Universitäten eine gesundheitliche Einschränkung und ein akademischer Familienhintergrund neben dem Vorhandensein eigener Kinder die soziale Adaption besonders stark erklären können. An Fachhochschulen haben besonders gesundheitliche Einschränkungen und die Verantwortung für ein eigenes Kind eine negative Auswirkung auf die soziale Adaptionsfähigkeit. Die Ergebnisse der Regressionsanalyse werden in der nachfolgenden Tabelle 4 veranschaulicht.

Der Einfluss der Heterogenitätsmerkmale auf die soziale Adaption im Vergleich zueinander

Tabelle 4: Soziale Adaption an die Hochschule nach Merkmal an Universitäten¹⁵

Soziale Adaption an Universitäten				
Ranking	Merkmal	Einfluss	Einflussstärke	Signifikanz
1	Einschränkung	negativ	-0,91	***
2	akademischer Bildungshintergrund	positiv	0,38	***
3	eigenes Kind	negativ	-0,70	***
4	Migrationshintergrund	negativ	-0,35	***
5	männlich	negativ	-0,18	***
6	abgeschlossene Berufsausbildung	negativ	-0,19	***
7	Erwerbstätigkeit	positiv	0,10	***
8	mit Abitur	nicht signifikant		

¹⁵ Das Ranking bezieht sich auf die standardisierten Beta-Koeffizienten, während die Einflussstärke mit den unstandardisierten Beta-Koeffizienten ausgedrückt wird, die nicht zum direkten Vergleich geeignet sind.

Tabelle 5: Soziale Adaption an die Hochschule nach Merkmal an Fachhochschulen

Soziale Adaption an Fachhochschulen				
Ranking	Merkmal	Einfluss	Einflussstärke	Signifikanz
1	Einschränkung	negativ	-0,81	***
2	eigenes Kind	negativ	-0,52	***
3	mit Abitur	positiv	0,18	***
4	akademischer Bildungshintergrund	positiv	0,19	***
5	männlich	negativ	-0,18	***
6	Migrationshintergrund	negativ	-0,20	***
7	Erwerbstätigkeit	positiv	0,15	***
8	abgeschlossene Ausbildung	nicht signifikant		

Die Ergebnisse der hochschultypenbasierten Regressionsanalyse zeigen, dass sich die Heterogenitätsmerkmale in unterschiedlicher Stärke auf die Adaption und damit den Studienerfolg auswirken. Dass eine gesundheitliche Einschränkung am stärksten auf die soziale Adaption an die Hochschule wirkt, ist nicht überraschend, stellt die Hochschulen jedoch unter Anpassungsdruck mit Bezug auf ihre entsprechenden Studien- und Unterstützungsangebote, wobei es sich allerdings um eine relativ kleine Gruppe von Studierenden handelt (s.o. Tabelle 2). Gleichzeitig ist mit diesem Anpassungsdruck eine besondere Herausforderung verbunden, da sich gesundheitliche Einschränkungen stark auf die soziale Adaption und damit auf eine Studiendimension auswirken, die durch Hochschulen nur sehr eingeschränkt direkt durch Maßnahmen beeinflusst werden kann.

Ein starker positiver Effekt auf die soziale Adaption geht im Fall der Universitäten von der Prävalenz eines akademisch geprägten Elternhauses aus, an Fachhochschulen ist dieser Effekt nicht so deutlich ausgeprägt.

An Fachhochschulen wie auch an Universitäten können Unterschiede mit Bezug auf die soziale Integration in das System Hochschule durch die Verantwortung für ein eigenes Kind erklärt werden. Der Lebensmittelpunkt von Eltern liegt naturgemäß nicht an der Hochschule und erzeugt Vereinbarkeitsprobleme, auf die auch, aber nicht nur, institutionelle Antworten gefunden werden (müssen). Andere mögliche Gründe wurden im vorangegangenen Kapitel bereits genannt.

Des Weiteren verdient das Ergebnis Aufmerksamkeit, dass Studierende mit Abitur an Fachhochschulen sozial besser adaptiert sind als diejenigen ohne Abitur. Dies ist ein alarmierender Befund, da Fachhochschulen entsprechend ihres Bildungsauftrags hier diesem nur bedingt gerecht werden. Der Umstand, dass sich keine signifikanten Ergebnisse mit Blick auf dieses Merkmal an Universitäten finden, kann auf die eher geringe Fallzahl zurückgeführt werden.

Gesamtbetrachtung

Mit der Regressionsrechnung konnte gezeigt werden, welche soziodemographischen Merkmale die soziale Adaption der Studierenden an Universitäten und Fachhochschulen im Datensample von QUEST beeinflussen. Mit Bezug auf die dieser Untersuchung zugrundeliegenden Frage wurde demgemäß deutlich, dass sich die Studierendenschaft an Universitäten und Fachhochschulen mit Blick auf relevante soziodemographische Merkmale unterscheiden,

dass die Zusammensetzung der jeweiligen Studierendenschaft innerhalb beider Hochschultypen von einem unterstellten Normtypus der Studierenden empirisch abweicht, sowie dass sie die relative Stärke der sozialen Adaption der Studierenden an den beiden Hochschultypen beeinflussen. Dabei wurden die untersuchten soziodemographischen Merkmale der Studierenden bislang separiert betrachtet. Dies bedeutet, dass die Merkmale so behandelt wurden, als würden sie eine empirisch vorkommende Gruppe von Studierenden vollumfänglich zutreffend beschreiben. Tatsächlich ist jedoch anzunehmen, dass sich die zur Beschreibung von Heterogenität herangezogenen soziodemographischen Merkmale empirisch überlagern. Es konstituieren sich also Gruppen von Studierenden über mehrere Merkmale, die sich in Bezug auf ihre Wirkung auf die soziale Adaption und damit auf den Studienerfolg verstärkend oder balancierend überlagern können (Intersektionalität). Vor diesem Hintergrund schließen wir an die diskutierte Regressionsanalyse eine Untersuchung an, in der drei soziodemographische Merkmale miteinander kombiniert werden, um den Einfluss der Kombination verschiedener entscheidender Heterogenitätsmerkmale auf die soziale Adaption und sich durch die Kombination evtl. verstärkende Wirkungen zu identifizieren. Für diese Untersuchung ziehen wir die Merkmale

- Migrationshintergrund,
- Geschlecht und
- familiärer Bildungshintergrund

heran. Die Auswahl begründen wir mit der Dominanz dieser drei Merkmale in öffentlichen und medialen Diskursen über die Erklärung von Studienerfolg auf der Ebene des gesamten deutschen Hochschulsystems.¹⁶ Da sich der Beitrag dieses Papiers ebenfalls auf diese Aggregatenebene bezieht, ist die kombinatorische Analyse der genannten drei Merkmale auf intersektionale Effekte zweckmäßig. Mit der im nächsten Abschnitt folgenden Analyse soll exemplarisch ein Schritt in Richtung einer stärker differenzierten Betrachtung von Heterogenitätseffekten mit Bezug auf soziale Adaption und damit Studienerfolg unternommen werden. Dieser Schritt ist sinnvoll, da die bisherige öffentliche und mediale Diskussion sich dominant auf die Wirkung spezifischer Einzelmerkmale (z.B. nicht-akademischer Familienhintergrund) bezieht und damit implizit Erwartungen an die Hochschulen aussendet, auf diese Einzelmerkmale bezogene Maßnahmen und Anpassungsstrategien zu entwickeln. Diese gesellschaftlichen Erwartungen und darauf bezogene Reaktionen der Hochschulen können jedoch den empirischen Bedarf an Unterstützungsmaßnahmen und institutionellen Veränderungen strukturell verfehlen, weil Adaption und Studienerfolg, so die These, durch ein komplexes Wirkungsgeflecht verschiedener Merkmale beeinflusst werden. Dieser These soll durch die nachfolgende Analyse exemplarisch für die genannten drei Merkmale nachgegangen werden.

5.3 Intersektion der Merkmale Bildungsherkunft, Migrationshintergrund und Geschlecht

Nachdem die Mittelwertdifferenzen einzeln nach Heterogenitätsmerkmal betrachtet wurden, werden an dieser Stelle also Merkmalskombinationen erstellt. Damit soll exemplarisch gezeigt werden, ob und inwiefern sich überlagernde Heterogenitätsmerkmale, die für die empirische Zusammensetzung von Gruppen von Studierenden an deutschen Hochschulen angenommen werden können, auf die Adaption an das Studium und damit den Studienerfolg auswirken.

¹⁶ So nennen Kliegl und Müller (2012) die Diversity-Merkmale „Geschlecht“, „Migrationshintergrund“ und „Bildungshintergrund“ als „äußerst einschlägig.“

Verbunden ist damit die These, dass die soziale Realität von Studierenden zutreffender erfasst und Unterstützungsangebote effektiver gestaltet werden können, wenn sie sich auf den Studienerfolg beeinflussende Wirkungszusammenhänge zwischen soziodemographischen Merkmalen von Gruppen beziehen. Für unsere exemplarische Untersuchung dieser Überlagerung von Wirkungen auf die Adaption an das Studium bilden wir aus den drei einbezogenen Merkmalen (familiärer Bildungshintergrund, Migrationshintergrund sowie Geschlecht) mit jeweils zwei Ausprägungen insgesamt alle acht kombinierbaren Gruppen von Studierenden. Auf diese Weise können zum Beispiel die Mittelwerte weiblicher Studierender mit akademischer Bildungsherkunft und ohne Migrationsbeispielsweise mit denen männlicher Studierender mit Migrationshintergrund und ohne akademische Bildungsherkunft verglichen werden.

Tabelle 6: Soziale Adaption: Universitäten

1	akademischer Bildungshintergrund	kein Migrationshintergrund	weiblich	6,41
2	akademischer Bildungshintergrund	kein Migrationshintergrund	männlich	6,20
3	akademischer Bildungshintergrund	Migrationshintergrund	weiblich	6,03
4	nicht-akademischer Bildungshintergrund	kein Migrationshintergrund	weiblich	5,95
5	nicht-akademischer Bildungshintergrund	kein Migrationshintergrund	männlich	5,88
6	akademischer Bildungshintergrund	Migrationshintergrund	männlich	5,74
7	nicht-akademischer Bildungshintergrund	Migrationshintergrund	weiblich	5,58
8	nicht-akademischer Bildungshintergrund	Migrationshintergrund	männlich	5,53

Tabelle 7: Soziale Adaption: Fachhochschulen

1	akademischer Bildungshintergrund	kein Migrationshintergrund	weiblich	6,53
2	akademischer Bildungshintergrund	kein Migrationshintergrund	männlich	6,35
3	nicht-akademischer Bildungshintergrund	kein Migrationshintergrund	weiblich	6,29
4	akademischer Bildungshintergrund	Migrationshintergrund	weiblich	6,23
5	nicht-akademischer Bildungshintergrund	kein Migrationshintergrund	männlich	6,11
6	nicht-akademischer Bildungshintergrund	Migrationshintergrund	weiblich	5,99
7	akademischer Bildungshintergrund	Migrationshintergrund	männlich	5,98
8	nicht-akademischer Bildungshintergrund	Migrationshintergrund	männlich	5,90

Grundsätzlich erreichen weibliche Studierende mit akademischer Bildungsherkunft und ohne Migrationshintergrund die höchsten QUEST-Mittelwerte bei der sozialen Adaption, es folgen die männlichen Studierenden mit den gleichen Merkmalen. Das Merkmal Geschlecht ist in der untersuchten Merkmalskombination folglich von Bedeutung. Die Relevanz des akademischen Bildungshintergrunds für die soziale Adaption und somit für den Studienerfolg wird an Fachhochschulen stärker ausdifferenziert. So erreichen die Studentinnen ohne Migrationshintergrund, die nicht aus einem akademischen Haushalt stammen, durchschnittlich nahezu die gleichen Werte wie Studenten mit studierten Eltern. Die geringsten Werte erreichen männliche

Studierende mit Migrationshintergrund ohne akademische Bildungsherkunft, an beiden Hochschultypen – ein Befund, der Ergebnisse aus der Schulforschung bestätigt.¹⁷

Während sich an Universitäten die Werte für die soziale Adaption um bis zu 0,88 unterscheiden, beträgt die Spannweite der Werte an Fachhochschulen nur 0,63 auf einem insgesamt höheren Niveau. Somit beeinflussen also die ausgewählten Heterogenitätsmerkmale an Universitäten den Studienerfolg, vermittelt über die soziale Adaption, stärker als an Fachhochschulen. Insgesamt zeigt sich, dass die Kombination mehrerer Diversitätsmerkmale zum Teil zu sehr großen Differenzen bei den Adaptionswerten führt. Im Detail ist es vor allem die Kombination der Merkmale Migrationshintergrund und männlich, die die Wahrscheinlichkeit von geringen Adaptionswerten erhöht. Mit dieser exemplarischen Untersuchung des Wirkungsflechts mehrerer Heterogenitätsmerkmale kann also gezeigt werden, dass eine analytische Vertiefung zusätzliche, für die Konzeption von Unterstützungsangeboten zweckmäßige Informationen erzeugt.

Im Kern ist mit diesem Befund das Desiderat verbunden, Angebote für heterogene Studierendenschaften so zu konzipieren, dass sie der konkreten Zusammensetzung bestimmter Gruppen von Studierenden an Hochschulen entsprechen, um damit eine möglichst hohe Effektivität entfalten zu können. Für das Aggregationsniveau dieser Untersuchung, die sich auf der systemischen Ebene des Vergleichs zweier Hochschultypen bewegt, kann damit nur sehr eingeschränkt ein Hinweis auf konkrete Reaktions- und Anpassungsstrategien von Hochschulen verknüpft werden, da sich die Zusammensetzung der Studierendenschaft konkreter Hochschulen differenziert darstellt. Für Hochschulen folgt aus der hier vorgelegten exemplarischen Untersuchung, dass für die Entwicklung effektiver Unterstützungsangebote und das Einleiten eines institutionellen Wandels eine vertiefte empirische Analyse der Zusammensetzung jeweils relevanter Gruppen erforderlich ist.

¹⁷ Siehe u.a. Integrationsbericht der Landesregierung Nordrhein-Westfalen http://www.integration.nrw.de/publikationen/Integrationsministerium_Publikationen/1__Integrationsbericht/index.php

6 Ergebnisse und Schlussfolgerungen

Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung war der Befund, dass die Diskussion über die aus der strukturell gestiegenen Übergangsnegung zu einem Studium resultierende, zunehmende Vielfalt an deutschen Hochschulen in der Literatur und im öffentlichen Diskurs zu stark auf einzelne Heterogenitätsmerkmale fokussiert ist und damit die Komplexität des Einflusses und der Wechselwirkung zentraler soziodemographischer Merkmale auf den Studienerfolg unzureichend erfasst. Mit unserem Beitrag führen wir auf der Ebene des gesamten Hochschulsystems zwei Differenzierungen ein: Zum einen betrachten wir differente Ausprägungen von Heterogenität der Studierendenschaften an Universitäten und Fachhochschulen, zum anderen analysieren wir mit Hilfe des QUEST-Datensatzes exemplarisch die Kombination mehrerer soziodemographischer Merkmale (Intersektionalität). Insbesondere gelingt es auf der Basis der QUEST-Daten, über eine soziodemographische Deskription von Heterogenität auch den Einfluss bestimmender Heterogenitätsmerkmale auf wesentliche Aspekte des Studienerfolgs (vermittelt über die Bedeutung des Phänomens der sozialen Integration) zu untersuchen. Mit Bezug auf beide Differenzierungen konnte gezeigt werden, inwiefern Heterogenität die soziale Adaption an das Studium und damit den Studienerfolg beeinflussen. Abweichungen bei den Merkmalskonstellationen von den für den jeweiligen Hochschultypus angenommenen Normerwartungen können dabei einen Hinweis darauf liefern, dass ein *Mismatch* zwischen den erwarteten und den tatsächlichen Studierendentypen vorliegt, welches den individuellen Studienerfolg negativ beeinflusst.

Auf Grundlage der QUEST-Daten konnte gezeigt werden, dass die Studierendenschaften an Universitäten und Fachhochschulen innerhalb der beiden Typen differenzierter sind als es den für das gesamte Hochschulsystem angenommenen Normerwartungen der „traditionellen“ Studierenden entspricht. Der gesunde Vollzeitstudent mit akademischem Familien- und ohne Migrationshintergrund ist an Universitäten ebenso wenig der dominante Studierendentypus, wie an Fachhochschulen der Student ohne Abitur, mit abgeschlossener Berufsausbildung und nicht-akademischem Familienhintergrund; de facto gleicht sich die Zusammensetzung der Studierendenschaften an. Wenn sich aber Fachhochschulen Universitäten bspw. in Hinsicht auf Studienstrukturen annähern, welche Folgen hat diese Annäherung dann für die empirisch anders zusammengesetzte Studierendenschaft an Fachhochschulen?

Um der Frage nachzugehen, ob und inwiefern die analysierten soziodemographischen Merkmale überhaupt den Studienerfolg beeinflussen, untersuchten wir in diesem Beitrag den Einfluss dieser Merkmale auf die soziale Adaption der Studierenden an das Studium an deutschen Universitäten und Fachhochschulen. Dabei wurde deutlich, dass diese Merkmale die Anpassung der Studierenden an das Studium und damit, wie vorangegangene Analysen der QUEST-Daten sowie andere Forschungsergebnisse zeigen, auch den Studienerfolg beeinflussen. Sichtbar wird also, dass bestimmte Merkmalsausprägungen soziodemographischer Eigenschaften der Studierenden für die soziale Adaption an das Studium und damit für den Studienerfolg folgenreich sind.

Vor diesem Hintergrund wurde mittels der Regressionsmodelle der QUEST-Daten – für Fachhochschulen und Universitäten getrennt – untersucht, welche der analysierten Merkmale in welcher Stärke die soziale Adaption begünstigen oder abschwächen. Dabei wurde deutlich, dass die den öffentlichen Diskurs dominierenden Merkmale Geschlecht und familiärer Bildungshintergrund zwischen den Hochschultypen differenziert wirken. Besonders stark, so der empirische Befund, wirken sich über beide Hochschultypen hinweg gesundheitliche Einschränkungen auf die Adaption an das Studium und damit den Studienerfolg aus. Hier ist jedoch zu berücksichtigen, dass nur eine relativ kleine, gleichwohl nicht zu ignorierende Gruppe

der Studierenden die Studierfähigkeit beschränkende gesundheitliche Einschränkungen an gibt. Darüber hinaus ist anzunehmen, dass die Stärke der gemessenen Effekte der Heterogenitätsmerkmale mit anderen, nicht berücksichtigten institutionellen Variablen variiert: so kann angenommen werden, dass die soziale Adaption an das Studium in bestimmten Studienfächern wie Ingenieurwissenschaften geschlechtsspezifisch geprägt sein kann. Entsprechend weitergehende feingranulierte empirische Analysen sind erstrebenswert. Mit dieser These ist das Desiderat verbunden, institutionelle Veränderungen der Studien- und Unterstützungsangebote für Studierende möglichst präzise auf an konkreten Hochschulen empirisch vorfindliche Merkmalskonstellationen zu beziehen.

Abschließend wurde eine exemplarische Kombinationsanalyse mit drei den öffentlichen Diskurs um Diskriminierung und Heterogenität an Hochschulen dominierenden soziodemographischen Merkmalen unternommen (familiärer Bildungshintergrund, Migrationshintergrund und Geschlecht). Dabei zeigte sich, dass sich die Effekte dieser Merkmale empirisch überlagern und gegenseitig verstärken (Intersektionalität). Die Veränderung von Studienangeboten und die Konzeption spezifischer Unterstützungsangebote sollte an einzelnen Hochschulen vor dem Hintergrund dieses Befunds also systematisch an Konstellationen von Merkmalen einer heterogenen Studierendenschaft dieser Hochschule gekoppelt werden, um effektiv relevante Gruppen zu erreichen und zu fördern.

Ein hochschulübergreifendes standardisiertes Angebot für junge Menschen mit Migrationshintergrund adressiert u.U. nur einen die Adaption an das Studium und damit den Studienerfolg beschränkenden Aspekt einer deutlich komplexer vom Normtypus abweichenden Gruppe von Studierenden. Sich verstärkende Benachteiligungsmechanismen, hervorgerufen durch das Zutreffen mehrerer negativ wirkender individueller Merkmale wie ein nicht-akademischer Hintergrund der Eltern oder gesundheitliche Einschränkungen, würden somit nicht unbedingt durch solch isoliert gedachte Maßnahmen kompensiert werden. Empirischen Abweichungen von einem unterstellten, sozial aber folgenreichen Normtypus der Studierenden kann nicht durch die Anwendung abstrakter Normstrategien der Hochschulen systematisch begegnet werden. Vielmehr sollten Reaktionen vor dem Hintergrund einer vertieften Analyse der je spezifischen Merkmalskonstellationen unter Berücksichtigung weiterer Rahmenbedingungen (z.B. Fächerprofil, regionales Umfeld der Hochschule) an konkreten Hochschulen entwickelt werden. Die hier aufgezeigten – hochschultypenspezifischen – Differenzierungen können hierzu erste Anhaltspunkte liefern, eine Analyse der Heterogenitätsstruktur an der Hochschule jedoch nicht ersetzen. Während die Zusammenhänge zwischen Heterogenitätsmerkmalen bzw. Merkmalskombinationen und Studienerfolg/Adaption an die Hochschule auf der Basis der QU-EST-Befunde hochschulspezifische Generalisierungen erlauben, muss die Entwicklung von Hochschulstrategien und insbesondere von Priorisierungen mit Blick auf bestimmte Gruppen von Studierenden unbedingt auch die Prävalenz von Heterogenitätsmerkmalen und Merkmalskombinationen an der jeweiligen Hochschule berücksichtigen.

Konzentriert ergaben die durchgeführten Analysen die folgenden Befunde:

- Übergreifend lässt sich feststellen, dass deutliche Unterschiede in der sozialen Integration nach verschiedenen Merkmalsausprägungen, die auch Heterogenität definieren können, zu finden sind. Unterschiede finden sich sowohl allgemein über alle Studierenden hinweg im Vergleich zwischen dem Hochschultyp Fachhochschule und Universität sowie mit Blick auf die Bedeutung einzelner Diversity-Merkmale innerhalb von Hochschultypen. Es lässt sich grundsätzlich festhalten, dass die Studierenden an Fachhochschulen sozial besser adaptiert sind als an Universitäten. Dieser Unterschied in der sozialen Adaption mag mit den besonderen Bedingungen an Fachhochschulen

zusammenhängen (kleine Gruppen und dadurch engerer Austausch mit Kommiliton(inn)en und Lehrenden), profilierte Fächer, Anwendungsbezug). Er markiert aber auch Handlungsoptionen für die Universitäten, die gerade über eine Verbesserung der sozialen Adaption einen Hebel zur Erhöhung des Studienerfolgs gewinnen könnten. Da an Universitäten zum Beispiel seltener im Klassenverband studiert wird, könnten Universitäten sich mit der Frage befassen, ob und wie Gruppenbildungen gefördert werden könnte.

- Als ein alarmierender Befund muss gelten, dass die Adaption der Studierenden mit gesundheitlichen Einschränkungen nur bedingt gelingt. Dies gilt für Universitäten wie Fachhochschulen gleichermaßen. Etwa 10 Prozent der Studierenden im QUEST-Sample haben solche gesundheitlichen Einschränkungen, die das Studium negativ beeinflussen. Dabei sind es unter den gesundheitlich eingeschränkten Studierenden etwa 40 Prozent, die eine (diagnostizierte) psychische Erkrankung angeben – und diese, äußerlich oft gar nicht wahrnehmbare, Einschränkung wirkt sich am stärksten negativ auf die Adaption aus. Demgegenüber geben weniger als 10 Prozent in dieser Gruppe eine Einschränkung im Bewegungsapparat an. Dabei muss berücksichtigt werden, dass hier generell nur erste Einblicke in das Phänomen der gesundheitlichen Beeinträchtigungen mit Bezug auf die Relevanz für den Studienerfolg geliefert wurden. Insbesondere mit Blick auf Handlungsoptionen für Hochschulen scheint eine tiefergehende Analyse der Binnenheterogenität innerhalb dieser Gruppe mit unterschiedlichen Formen gesundheitlicher Einschränkungen notwendig.
- Für beide Hochschularten zeigt sich, dass die Studierenden mit Kind schlecht sozial adaptiert sind. Da soziale Adaption in der QUEST-Konzeption besonders zeitliche Involviertheit in soziale Prozesse impliziert, ist dieser Befund nicht unerwartet.
- Für die Universitäten lässt sich festhalten, dass die akademische Qualifikation der Eltern positiv auf die soziale Adaption durchschlägt. Es ist also nicht so, dass der Zusammenhang zwischen Bildungshintergrund der Familie und eigenem Bildungserfolg sich nur auf den Zugang zu den Hochschulen auswirken würde – vielmehr bestimmt dieses Merkmal dann maßgeblich auch die Adaption im Studium und damit letztlich den Studienerfolg als wichtigstes Merkmal. Hier gilt es für die Universitäten, die stärker als Fachhochschulen durch einen akademischen Habitus geprägt sind, spezifische Maßnahmen zu entwickeln, die Studierenden ohne akademischen Familienhintergrund die Adaption ans Studium und die Hochschule erleichtern.
- Bemerkenswert ist auch eine Diskrepanz bei den Auswirkungen jeweils auf die soziale Adaption mit Blick auf das Merkmal Migrationshintergrund. Die Prävalenz eines Migrationshintergrundes wirkt sich negativ auf die soziale Integration in das System Hochschule aus. Dieser Befund lässt sich für Universitäten wie Fachhochschulen konstatieren. Es bleibt also anzunehmen, dass sich auch in der Hochschule noch Probleme der sozialen Integration von Personen mit einer Einwanderungsgeschichte auswirken, obwohl es sich um besonders erfolgreiche Personen aus dieser Gruppe handelt, die es in das Hochschulsystem geschafft haben. Dadurch werden Anstrengungen zu einer fortgesetzten Integration adressiert, die vor dem Hintergrund der demographischen Entwicklung in Deutschland und der aktuell steigenden Flüchtlingszahlen eine besondere Brisanz gewinnen, wird Einwanderung doch in den kommenden Jahrzehnten eine zentrale Herausforderung der deutschen Bildungssysteme bleiben.

- Vor allem ist zudem zu beachten, wie sehr die Kombination von für die Adaption ungünstigen Merkmalen die Effekte verstärken kann. Hier wurden nur einige Merkmalsbündel betrachtet, die aber bereits sehr große Unterschiede bei den Adaptionserfolgen und in der Folge dann auch bei der Studienerfolgswahrscheinlichkeit erzeugen. Die Kombination eines nicht-akademischen Familienhintergrundes, einer Einwanderungsgeschichte und männlich markiert somit eine Risikogruppe. Wenn Hochschulen den Studienerfolg verbessern wollen, dann bietet es sich an, solche intersektionalen Merkmalsbündel zu betrachten.

7 Literaturverzeichnis

Baumert, Jürgen; Maaz, Kai; Trautwein, Ulrich (Hrsg.) (2009): Bildungsentscheidungen. Sonderheft 12 der Zeitschrift für Erziehungswissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Berthold, Christian; Leichsenring, Hannah (Hrsg.) (2012): CHE Diversity Report: Der Gesamtbericht. Online unter: www.che-consult.de/services/diversity-report

Berthold, Christian; Leichsenring, Hannah (2012): QUEST zeigt die Vielfalt – Datenbasiertes Diversity Management für mehr Studienerfolg, in: wissenschaftsmanagement 5/2012.

Bourdieu, Pierre; Passeron, Jean-Claude (1997): Bildungsprivileg und Bildungschance. In: Baumgart, Franzjörg: Theorien der Sozialisation, 232-244.

Bundesministerium für Bildung und Forschung (2009): Bild 45 Bildungstrichter: Schematische Darstellung sozialer Selektion. Bildungsbeteiligung von Kindern nach Bildungsstatus im Elternhaus. Datenportal. www.datenportal.bmbf.de/bild-45.

Bundesministerium für Bildung und Forschung (2014): Studiensituation und studentische Orientierung. 12. Studierendensurvey an Universitäten und Fachhochschulen. Online unter: https://www.bmbf.de/pub/12_Studierendensurvey_Langfassung_bf.pdf

Degele, Nina; Winker, Gabriele (2007): Intersektionalität als Mehrebenenanalyse. Online unter: http://www.tuhh.de/t3resources/agentec/sites/winker/pdf/Intersektionalitaet_Mehrebenen.pdf

Dräger, Jörg; Ziegele, Frank; Thiemann, Jan; Müller, Ulrich; Rischke, Melanie; Khodaei, Samira (2014): Hochschulbildung wird zum Normalfall - Ein gesellschaftlicher Wandel und seine Folgen, CHE. Online unter: http://www.che.de/downloads/Hochschulbildung_wird_zum_Normalfall_2014.pdf.

Heublein, Ulrich; Hutzsch, Christopher; Schreiber, Jochen; Sommer, Dieter; Besuch, Georg (2009): Ursachen des Studienabbruchs in Bachelor- und in herkömmlichen Studiengängen. Ergebnisse einer bundesweiten Befragung von Exmatrikulierten des Studienjahres 2007/ 08. In: HIS:Projektbericht Dezember 2009. Online unter: http://www.dzhw.eu/pdf/pub_fh/fh-201002.pdf

Holuscha, Elisabeth (2013): Das Prinzip Fachhochschule – Erfolg oder Scheitern? Eine Fallstudie am Beispiel NRW, Diss. Münster.

Kliegl, Christina; Müller, Ursula M. (2012): Diversity und Studienabbruch im Zeitalter von Bologna, in: die hochschule 1/2012.

Knauf, Helen (2013): Inklusion und Hochschule. Perspektiven des Konzepts der Inklusion als Strategie für den Umgang mit Heterogenität an Hochschulen. In: Das Hochschulwesen 5/2013.

Landesregierung Nordrhein-Westfalen: Integrationsbericht. Online unter: http://www.integration.nrw.de/publikationen/Integrationsministerium_Publikationen/1_Integrationsbericht/index.php

Langer, Markus F.; Ziegele, Frank; Hennig-Thurau, Thorsten (2001): Hochschulbindung - Entwicklung eines theoretischen Modells. empirische Überprüfung und Ableitung von Handlungs-

empfehlungen für die Hochschulpraxis, Abschlussbericht zum Kooperationsprojekt Hochschulbindung, Hannover, Lehr- und Forschungsbericht Nr. 48 des Lehrstuhls Marketing I: Markt und Konsum, 2001.

Leichsenring, Hannah; Sippel, Sonia; Hachmeister, Cort-Denis (2011): CHE-QUEST – Ein Fragebogen zum Adaptionprozess zwischen Studierenden und Hochschule. Online unter: https://www.che-consult.de/fileadmin/pdf/publikationen/QUEST_Fragebogen_Entwicklung_Test.pdf

Middendorff, Elke, Apolinarski, Beate, Poskowsky, Jonas; Kandulla, Maren & Netz, Nicolai (2013): Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2012. 20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch das HIS-Institut für Hochschulforschung. Bonn, Berlin: BMBF.

Ramm, Michael; Multrus, Frank, Bargel, Tino, Schmidt, Monika (2015): Studiensituation und studentische Orientierungen. 12. Studierendensurvey an Universitäten und Fachhochschulen. Arbeitsgruppe Hochschulforschung, Universität Konstanz.

Schmitt, Lars (2014): Der Herkunft begegnen... – Habitus-Struktur-Reflexivität in der Hochschullehre, in: Diversität konkret 1/2014.

Spady, William G. (1970): Dropouts from Higher Education. An Interdisciplinary Review and Synthesis. In: Interchange, 1, 64-85.

Statistisches Bundesamt (2015): Studierende an Hochschulen Fachserie 11 Reihe 4.1 - endgültige Ergebnisse - Wintersemester 2014/2015. Online unter: <https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/Hochschulen/StudierendeHochschulenEndg.html>

Tinto, Vincent (1975): Dropout from Higher Education. A Theoretical Synthesis of Recent Research. In: Review of Educational Research, 45 (1), 89-125.

Wissenschaftsrat (2010): Empfehlungen zur Rolle der Fachhochschulen im Hochschulsystem. Online unter: <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/10031-10.pdf>

8 Anhang

Tabelle 8: Betrachtung der Herkunft der Studierenden: Anteile in Prozent

Migrationsstatus	Fachhochschulen	Universitäten
Ich besitze (auch) eine nicht-deutsche Staatsbürgerschaft.	6,1	7,8
Ich selbst habe die deutsche Staatsbürgerschaft durch Einbürgerung erworben.	2,4	2,6
Ich gehöre zur Gruppe der Spätaussiedler	3,8	2,7
Auf meinen Vater und/oder meine Mutter treffen eine oder mehrere dieser drei Aussagen zu.	8,7	10,9
Ich bin erst für das Studium nach Deutschland gekommen.	1,6	2,8
Auf mich und meine Eltern trifft keine dieser Aussagen zu.	82,2	80,9

Tabelle 9: Merkmalsbasierter Mittelwertvergleich nach Hochschultypen

Merkmal	Merkmalsausprägung	soziale Adaption an Fachhochschulen	soziale Adaption an Universitäten
abgeschlossene Berufsausbildung	ja	6,17	5,80
Eltern studiert	ja	6,38	6,26
Geschlecht	weiblich	6,33	6,12
	männlich	6,15	5,98
Abitur	nein	6,04	5,70
Migrationshintergrund	nein	6,37	6,09
	nein	6,29	6,13
Erwerbstätigkeit	ja	6,29	6,09
	nein	6,13	6,01
eigenes Kind	ja	5,78	5,29
	nein	6,27	6,10
Einschränkung	ja	5,48	5,22
	nein	6,34	6,18

Abbildung 13: Soziale Adaption Studierender an die Hochschule nach Note der Hochschulzugangsberechtigung

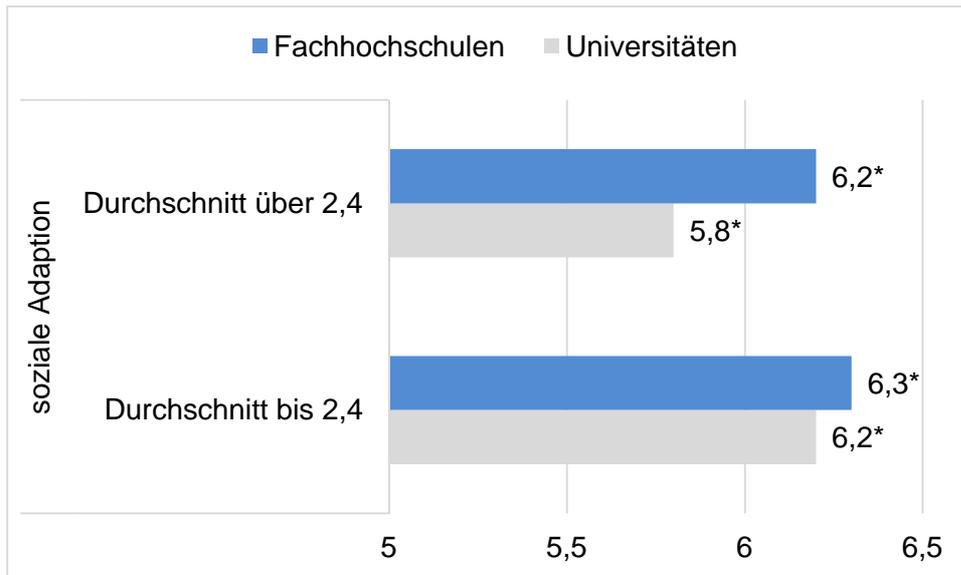


Abbildung 14: Soziale Adaption Studierender an die Hochschule, die BAFöG erhalten

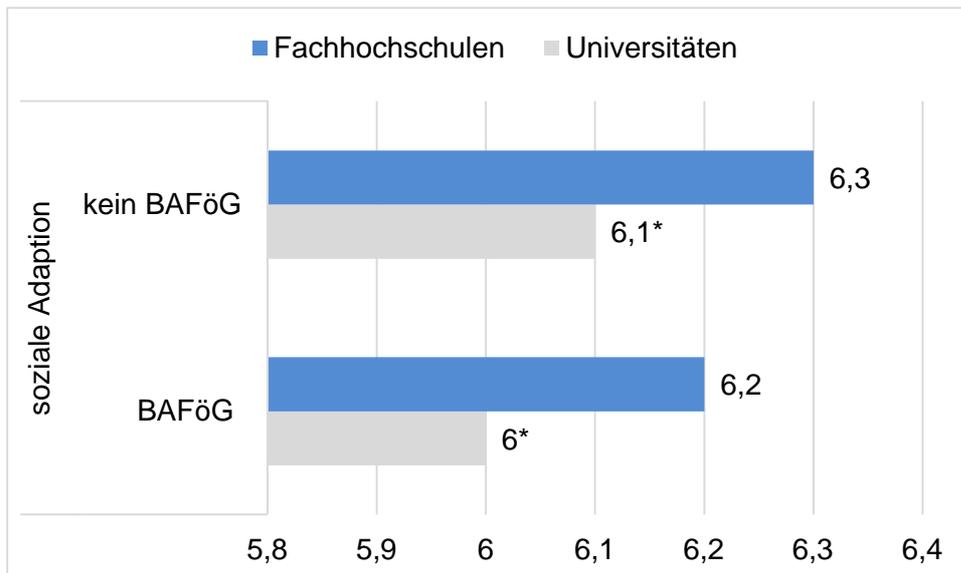


Abbildung 15: Soziale Adaption arbeitender Studierender an die Hochschule

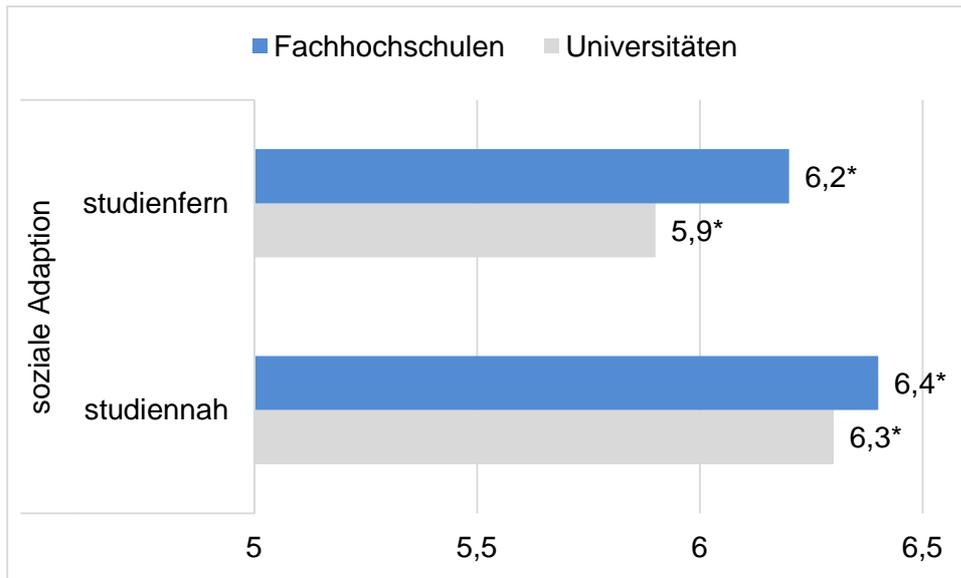


Abbildung 16: Soziale Adaption Studierender an die Hochschule danach, ob der Hochschulort der ersten Wahl entspricht

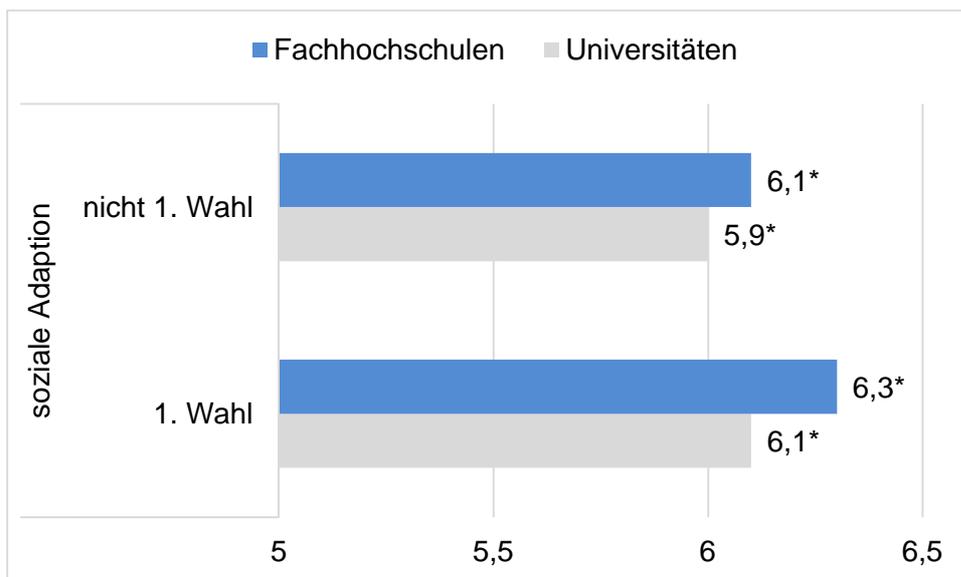


Tabelle 10: Deskriptive Verteilung Studierender mit Heterogenitätsmerkmalen an Fachhochschulen in Prozent

Fachhochschulen			
nicht akademisches Elternhaus		akademisches Elternhaus	
Erwerbstätigkeit	71,1	Erwerbstätigkeit	66,7
abgeschlossene Ausbildung	55,3	Geschlecht (weiblich)	54,2
Geschlecht (weiblich)	50,7	abgeschlossene Ausbildung	38,7
ohne Abitur	42,9	ohne Abitur	27,8
Migrationshintergrund	15,7	Migrationshintergrund	13,2
Einschränkung	9,1	Einschränkung	10,1
Eigene Kinder	5,7	Eigene Kinder	5,2

Tabelle 11: Deskriptive Verteilung Studierender mit Heterogenitätsmerkmalen an Universitäten in Prozent

Universitäten			
nicht akademisches Elternhaus		akademisches Elternhaus	
Erwerbstätigkeit	66,1	Erwerbstätigkeit	61,6
Geschlecht (weiblich)	62,1	Geschlecht (weiblich)	61,2
abgeschlossene Ausbildung	19,6	Migrationshintergrund	14,1
Migrationshintergrund	16,8	abgeschlossene Ausbildung	10,5
Einschränkung	11,4	Einschränkung	9,9
ohne Abitur	5,5	Eigene Kinder	4,3
Eigene Kinder	4,9	ohne Abitur	2,7

ISSN 1862-7188

ISBN 978-3-941927-84-1